

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

18.

Donnerstag, am 30. April 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Romeo und Julie.

Erzählung von Carl Braasch.

(Schluß.)

9.

Im Hause des Pastors.

Der Pastor hatte Bruno, als dieser ihm erzählte, wie er Ernestinen vom Theater erlöst habe, hart getadelt, und ihn gezwungen, schon am folgenden Tage zu seinem Vater zu reisen, um zu versuchen, mit demselben überein zu kommen, wobei er ihm seine thätigste Hülfe versprach. Auch gegen Ernestinen erweckte es bei den geraden und rechtschaffenen Predigerleuten einen kleinen Widerwillen, der aber schon am ersten Tage durch ihr bescheidenes und wirklich einnehmendes Wesen besiegt wurde. Sie erkannten bald, daß nur ihre ungemein große Abneigung gegen das Theaterleben und ihre unbegrenzte Liebe zu Bruno sie

zu jenem verzweifeltsten Schritte veranlaßt hatte. Sie mußte an ihren Oheim schreiben, was sie auch gern that, um ihn, der sie wirklich lieb hatte, aus seinen Besorgnissen zu reißen, und denselben von allen Ursachen ihrer Flucht und ihrem jetzigen Aufenthalte in Kenntniß zu setzen.

Einen Tag nach der Abreise des jungen Derber traf Danheim mit Adelen in Niederthal ein, um dieselbe für den Herbst dort zu lassen. Die Pastorin stellte, um allen Verlegenheiten vorzubeugen, ihrem Vater Ernestine als ein junges Mädchen vor, das dort wäre, um den Landhaushalt zu erlernen, und verabredete mit ihr und ihrem Manne, nichts von ihren Verhältnissen zu sagen, bis der alte Derber seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit seinem Sohne gegeben habe.

„Ich will morgen wieder fort,“ sagte Danheim am Abende, „denn ich muß doch meinem Sohne und seiner Frau selbst erzählen, wie's Adelen geht. Aber in vierzehn Tagen bis drei Wochen bin ich wieder hier und richte mich ein, bei Euch so lange zu bleiben, bis ich das Teufelsmädchen wieder mitnehme. Weiß es der Kukuk,

ich kann ohne sie nicht leben, aber sie ist dafür auch recht artig, und hat mich wieder lieb," fügte er mit einem bedeutungsvollen aber doch zärtlichen Blicke hinzu. Adele, die ihn wohl verstand, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Schon gut, schon gut!" sagte er, „Deine Eltern werden lachen, daß ich so bald wieder hinter Dir herlaufe; schadet aber nichts!" Der Großvater liebte sie wirklich, wie das häufig der Fall ist, mehr, als er seine eigenen Kinder liebte. Von ihrer ersten Kindheit an hatte er sich ihrer mit der zärtlichsten Sorgfalt angenommen und kaum den Eltern ein Recht an ihrer Erziehung zugestanden. Als sie erwachsen war und den Wunsch äußerte, einmal zu reisen, war der Alte, der sich längst von den Geschäften zurückgezogen, sogleich bereit, mit ihr die schönen Gegenden der Nachbarschaft und später auch die ferneren gelegenen zu besuchen. Ihm wäre das sonst nicht eingefallen, denn seine Lebensweise war wie eine Uhr, täglich zu derselben Stunde dieselbe Beschäftigung, dieselbe Unterhaltung. Seine Tochter hatte ihn schon lange gebeten, sie auf längere Zeit zu besuchen, aber er war nicht gekommen, nun sie aber nach ihrer Versetzung nach Niederthal Adelen einlud, einige Wochen bei ihr zu verweilen, und diese das Anerbieten annahm, war auch er bereit zu folgen. Doch Geldangelegenheiten, die sein Sohn allerdings recht gut hätte besorgen können, wobei er aber seine persönliche Gegenwart nöthig glaubte, veranlaßten ihn, Niederthal noch einmal zu verlassen.

Adele und Ernestine verstanden sich schon in den ersten Tagen, es herrschte eine Sympathie zwischen ihren Seelen, die sie sich nicht erklären konnten, die sie aber unwiderstehlich zu einander hinzog. Beide liebten und dursteten ihr volles Herz gegen Niemanden ausschütten.

Ernestine wurde ängstlich, als einige Tage verfloßen waren, und sie von ihrem Geliebten keinen Brief erhielt. Ihre Unruhe steigerte sich mit jeder Stunde, und als nach acht Tagen ihr noch keine Nachricht zugekommen war, konnte sie es fast nicht mehr aushalten. Auch der Pastor war erstaunt, nichts von Derber zu erfahren, und konnte daher seiner Pflegebefohlenen eben nichts Tröstliches sagen. Der Zustand ihres Gemüthes

würde für sie unerträglich gewesen sein, wenn nicht die häuslichen Geschäfte, in die sie sich mit Adelen getheilt hatte, und das muntere Geschwätz ihrer Gefährtin, die meistens nur in der Einsamkeit ihren Liebesgedanken nachhing, sie täglich wenigstens für einige Stunden ihres Kummers enthoben hätten. Endlich kam der Briefbote. Ernestine sah ihn zum Pastor gehen und harrte mit angehaltenem Athem, daß sie gerufen würde. Es geschah, und ihre erste Frage war nach einem Briefe von Bruno.

„Hier ist einer von Ihrem Oheime."

Ernestine nahm ihn und wurde bis zu Thränen gerührt, als sie daraus ersah, wie der Director auch jetzt noch liebevoll gegen sie war, ihr alles mögliche Glück wünschte und ihr zugleich eröffnete, daß sie, wenn alle ihre Hoffnungen fehl schlugen, bei ihm stets ein Asyl finden würde.

Später fragte sie schüchtern: „Und nichts von Bruno?"

„Ich habe einen Brief von seinem Vater bekommen. Bruno hat keinen guten Empfang gehabt und soll durchaus wieder nach Frankfurt; der Alte ist noch sehr schwierig für unsere Sache, aber ich hoffe doch, es soll am Ende Alles gut gehen. Und vor allem Andern," fügte der Pastor lächelnd hinzu, „Ernestine, Geduld und keine unnützen Thränen mehr!"

10.

Die Begegnung.

Nicht volle drei Wochen waren nach der Abreise von Adelen's Großvater verfloßen, als ein Reisewagen vor der Thüre des Pastors hielt, und Danheim, indem er ausstieg, mit den Worten die ihn Empfangenden begrüßte: „Da bin ich wieder!" Am Abende war er mit Adelen allein im Zimmer.

„Mathe einmal," sagte er mit schlaudem Lächeln zu ihr, „wen ich gestern auf dem Bahnhofe in Köthen sah?"

Adelen schwebte Arthur's Name auf den Lippen, aber sie wagte nicht ihn auszusprechen. Um

nur etwas zu antworten, sagte sie: „Ah, das ist da, wo das Spielhaus ist!“

„Ja, die Spielhölle, wo alle Gauner und eingeleistete Spieler permanenten Congress halten. Aber rathe doch, wen mag ich da gesehen haben?“

„Was weiß ich's! Da waren gewiß viele Leute!“ antwortete sie, um ihre Verlegenheit mit dieser Kürze zu verdecken.

„Nun, ich will's Dir erzählen. Ich wollte noch eine Station auf der Eisenbahn weiter fahren, und hatte mich kaum ins Coupé gesetzt, als ich den Leutnant von Holda, oder Herrn Bruno, oder wie ich ihn sonst nennen soll, daherkommen sah. Er eilte auf mich zu, sobald er meiner ansichtig wurde, ich aber lehnte mich zum Fenster hinaus und sagte, als er mir nahe genug gekommen war: „Es freut mich, Sie wohl zu sehen, Herr Bruno; aber wie sind Sie denn mit der Polizei in L. fertig geworden? Es ist eine böse Sache, solche Spürhunde auf den Fersen zu haben.“ Schrecken und Gott weiß was sonst noch für Gemüthsbewegungen malten sich auf seinem Gesichte darüber, daß ich ihn so durch und durch kannte. Er wollte mir antworten, wurde aber durch einen Bahnbeamten daran gehindert, der ihm andeutete, zurück zu gehen. In wenigen Sekunden setzte sich der Zug in Bewegung, und als ich, von Neugierde getrieben, wieder zum Wagen hinaussah, erblickte ich ihn noch wie eine Bildsäule dastehend. Mir war diese Begegnung sehr angenehm, denn ich hatte immer eine unbestimmte Furcht, daß dieser Mensch uns noch auffuchen und Unheil in unsere Familie bringen würde. Jetzt aber, nachdem ich ihm so deutlich gezeigt habe, daß wir wissen, was für ein Subject er ist, wird es ihm, wie ich hoffe, nicht wieder einfallen, bei Dir den Angenehmen zu spielen, wie den Tag, als er am Harze von uns Abschied nahm.“

Adele antwortete nicht, ein halb unterdrückter Seufzer zeigte nur, was sie fühlte, und sie verließ ihren Großvater, um auf ihrem Zimmer sich ungestört ihren Gefühlen überlassen zu können. Ihr gepreßtes Herz machte sich endlich durch einen Strom von Thränen Luft, die Aufregung stillte sich nach und nach, und sie sprach für sich: „Und wenn er ein Laugenichts, ein Landstreicher wäre, wie der Großvater sagt (aber eine innere

Stimme ruft: Er ist es nicht!), vergessen, nein, vergessen könnt' ich ihn nie! Immer steht sein Bild mir vor Augen, immer hör' ich ihn jene einfachen Worte singen, wie an jenem mir unvergeßlichen Abende im Alexibade.“

Ihr Gesicht glühete, ihre Brust hob sich feberisch, und sie eilte zum Fenster, um von der Nachtluft sich kühlen zu lassen.

„Wie heute Abend schien der Mond durch die Buchenzweige, wie heute Abend wehte die Luft warm und sanft, wie heute Abend war ich im Halbdunkel des Zimmers, doch er fehlt, jene Zweige beschatten nicht die Bank, von wo seine weiche Stimme bis zu mir drang. Versuchen will ich es, mir die Stimmung von jenem Abende wieder zurückzuzaubern.“

Sie nahm eine Guitarre zur Hand und schlug einige Accorde an.

„Wie paßt diese Melodie zu den tief gefühlten Worten! Welch ein Zauber liegt in der eintönigen Weise, der man gar nicht zutrauen sollte, daß sie solche Sehnsucht, solche Innigkeit ausdrücken könnte. Einmal nur hörte ich die Ghaseln singen, aber tief, tief hat sie sich mir eingepreßt; mehr wie hundert Mal sang ich sie schon nach.“

Sie stimmte noch einmal und sang:

„Flüsternd sage dir der Wind: Ich liebe dich!
Blätter säuseln dir gelind: Ich liebe dich!
Nickend spreche dir die Tulipane,
Sie des Gartens schönstes Kind: Ich liebe dich!
Murmeln rausche dir ins Ohr das Bächlein,
Das durch Blumenmatten rinnt: Ich liebe dich!
Und die Nachtigall in langen Tönen
Sag' mir sehnend nach geschwind: Ich liebe dich!
Doch wann hör' ich es von deinen Lippen?
Daß wir Beide glücklich sind: Ich liebe dich!“

Sie blickte starr in die helle Mondnacht, und bemerkte nicht, wie ein Schatten während des Gesanges erschienen war und plötzlich unter den Bäumen wieder verschwand.

U e b e r r a s c h u n g e n .

In dem Wohnzimmer befanden sich am Nachmittage des folgenden Tages Alle, die im Hause des Pastors waren. Die Unterhaltung war ziemlich lau, denn Adele war verstimmt und Ernestine hing ihren trüben Gedanken nach. Die Stille wurde plötzlich durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen, und als die Thüre sich auf das Herein! öffnete, entfiel Danheim fast seine Pfeife vor Schrecken, Adele wurde todtenbleich und nur der Pastor sprang freudig auf, indem er den Eintretenden mit den Worten empfing: „Willkommen, willkommen Herr Baron! Also von der Reise wieder zurückgekehrt? Es ist doch gut, daß Sie den Pastor, der mit Ihnen so manche heitere Stunden im vergangenen Winter hinter den Glaskern verlebte, nicht vergessen.“ Dann zu den Uebrigen gewendet, sagte er: „Herr Baron von Holda, unser Nachbar!“

Nachdem die lästigen Vorstellungen beendet waren, nahm der Baron das Wort:

„Herr Danheim und ich sind schon alte Bekannte, doch, wie ich glaube, stehe ich gerade nicht im besten Andenken.“

„O, nicht doch!“ erwiderte der Angeredete verlegen, „aber Ihr Erscheinen in T. —“

„Und die Polizei hatten Sie an mir irre gemacht, nicht wahr?“

„Offen gesagt, — ja.“

„Es ist mir ganz klar aus dem geworden, was Sie mir in Köthen sagten.“

„Bitte, vergeben und vergessen Sie das!“

„Sie hatten wohl Ursache, doch ich will Ihnen Alles auseinander setzen.“

Arthur erzählte nun von seiner kurzen Schauspielerlaufbahn zum großen Amusement aller Zuhörer, nur Ernestine wechselte mehrmals die Farbe, als er vom jungen Derber und von der entflohenen Primadonna sprach. Der Pastor winkte ihm zu schweigen, aber Danheim, der sich für Derber interessirte, fragte genauer nach. Ernestine zitterte und bebte, indem sie befürchtete, daß es zu Erörterungen kommen würde, aber der Pastor wußte dem vorzubeugen, indem er Arthur fragte:

„Haben Sie die Liebe für die orientalische Poesie noch immer bewahrt?“

„Ja freilich! Warum sollt' ich es nicht? Findet sie doch,“ fügte er, Adele lächelnd anblickend, hinzu, „bei Andern auch Anklang.“

Adele wurde verlegen, und wußte eigentlich selbst nicht weshalb, denn sie glaubte immer unbelauscht gewesen zu sein, wenn sie die Ohaseln gesungen hatte.

„Nicht wahr, Herr Baron?“ sagte der Pastor, „Sie singen uns einmal ein persisches Lied; die Mädchen hier lieben den Gesang außerordentlich und kennen diese eigenthümliche Art noch gar nicht.“

Arthur war hier gerade bei seiner schwächsten Seite angefaßt, und ließ sich deshalb nicht lange bitten; er setzte sich an's Fortepiano, prälu dirte und sang:

„Was schlug so eben an mein Ohr? Mein Lied!
Nicht Täuschung zauberte mir vor mein Lied.
Nicht schöner kann's mir klingen, wenn da singt
Von Cherubim ein ganzer Chor mein Lied.
Mir sagt, daß sie doch meiner noch gedenkt,
Wenn sie auch aus den Blicken mich verlor, mein
Lied.“

Und Wonne schwellt die liebeheiße Brust,
Daß sie zum Singen sich erkor mein Lied.“

Berwirth stand Adele da, purpurroth vor Scham darüber, daß Arthur ihre Gefühle belauscht hatte, und doch konnte sie sich selbst keine Rechenschaft geben, ob es ihr lieb oder unlieb war. Sie blickte auf, Arthur's Blicke und die ihrigen begegneten sich, die Sprache des Herzens, die keiner Worte bedarf, redete durch sie und Beide hatten sich verstanden.

Der Pastor sowohl als seine Frau bemerkten mit Erstaunen was vorging, aber sie hatten nicht Zeit, darüber zu sprechen, denn das Heranrollen eines Meisewagens lenkte ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt. Danheim, der aus dem Fenster sah, um zu erfahren, wer da käme, eilte zur Thüre, indem er rief: „Was führt denn Derber hierher?“

„Derber?“ sagte Ernestine, „o Gott!“

„Kommen Sie, kommen Sie!“ antwortete die Pastorin, „Sie müssen die Angekommenen zuerst begrüßen!“

Und von Rein und seiner Frau fast gezogen, verließ sie das Zimmer. Arthur und Adele befanden sich allein.

„Ein Zufall führte mich gestern,“ sagte Arthur, „als ich von der Reise zurückgekommen, hier vorüber, die Nacht war wie jene —“

„Im Alexibade,“ fiel Adele ein.

„Also auch Sie dachten daran? Ja, das Lied sagte es mir! O Adele, darf ich aus dieser Sympathie folgern — —“

Sie antwortete nicht, aber sie sah ihn an mit einem Blicke, der mehr sagte, als Sappho's liebe-glühende Lieder.

„Adele! Adele!“ rief Arthur entzückt, indem er sie in seine Arme schloß, „dieser Augenblick söhnt mich mit der Welt wieder aus, es ist der seligste meines Lebens!“

„Auch für mich!“ flügelte Adele.

Stumm hielten sie sich umschlungen und vergaßen, daß außer ihnen auch noch andere Menschen in der Welt waren. Aber wie häufig gerade in den Augenblicken, wo wir uns über das Alltagsleben erhoben fühlen, die trockene Wirklichkeit uns aus dem Himmel der Poesie herabreißt, so wurden auch die Glücklichen an ihr irdisches Dasein dadurch erinnert, daß sie den Kutscher und den Hausknecht unter dem Fenster von Trinkgeld sprechen hörten. Sie ließen sich los, und gleich darauf trat Derber mit seinem Sohne, Ernestinen und ihren fröhlichen Wirthen ins Zimmer. —

Bruno hatte wirklich, als er zu Hause anlangte, wie schon der Pastor erzählt, eben nicht den besten Empfang gehabt, aber der Brief des letztern, den er mitbrachte, hatte bei dem Alten, der sich vor dem Geiste Rein's immer beugte, eine mildere Stimmung hervorgerufen. Er wollte zwar von einer solchen Verbindung noch durchaus nichts wissen, doch mußte er sich selbst eingestehen, daß nach den geschehenen Schritten kein anderer Weg mehr offen stand. Obgleich er gegen seinen Sohn dies zugeben mußte, war er doch nicht zu einer entscheidenden Antwort zu bewegen, bis er sich, wie er sagte, nach Ernestinens Herkunft und Lebenswandel genau erkundigt habe. Bis dahin hatte er, um doch eine kleine Strafe zu verhängen, Bruno verboten zu schreiben, und diesem

währten die vierzehn Tage der Nachforschungen so lange wie ein Jahr. Nach Verlauf derselben kam der Vater eines Morgens ganz freundlich auf das Zimmer seines Sohnes und sagte:

„Ich habe dem Pastor geschrieben, daß ich mit der Sache zufrieden bin, aber er darf dem Mädchen nichts sagen, wir wollen sie überraschen, denn wir reisen morgen oder übermorgen dahin ab.“

„Warum nicht heute? Warum nicht sogleich?“ rief Bruno aus.

„Wenn man Dir den Finger reicht, so nimmst Du nicht nur die Hand, nein, Du willst den ganzen Arm! Soll ich um Deiner Liebesgeschichten willen, wie Du es gemacht, alle Geschäfte hintenansetzen?“

Bruno glaubte, seinen Vater habe irgend ein Wunder umgewandelt, aber es ging ganz natürlich zu. Derselbe hatte bei seinen Erkundigungen erfahren, daß Ernestine die Tochter seiner ersten Geliebten war, von der ihn die Härte seines Vaters trennte. Nicht wollte er jetzt die Tochter eben so kränken, wie die Mutter gekränkt war, nicht sollte sein Sohn denselben Schmerz erdulden, den er selbst empfunden hatte.

12.

S c h l u ß.

Sobald das Hin- und Hererzählen der verschiedenen Geschichten zu Ende war, bat der Baron den Pastor und Danheim um eine Unterredung. Er hielt um Adelen's Hand an, aber es wurden ihm viele Einwendungen seiner Geburt und seines Standes wegen gemacht. Arthur entgegnete hierauf: „Sie, Herr Pastor, wissen, wie ich mit dem Adel unsers Landes stehe, und daß ich bei dem Rücktritte aus seinen Gesellschaften auch, wie ich glaube, meine Vorurtheile dort zurückließ. Ich kenne Adelen und weiß, daß ich mit ihr glücklich sein werde, da sie mich wieder liebt.“

„Das glaube ich wohl,“ entgegnete Danheim, „es bleibt aber doch eine Mesalliance für Sie.“

„So schlimm ist es in unseren Zeiten nicht

mehr," fiel der Pastor ein, „denn außer dem Geburtsadel gilt bei diesen Leuten auch noch, zwar nicht Seelen- oder Verdienstadel, aber der des Geldes. Mesalliance heißt es nur dann, wenn ein Adliger eine Bürgerliche allein aus Neigung nimmt. Doch sage ich dieses ohne alle Beziehung auf den Herrn Baron.“

„Nun, wenn Sie darauf bestehen, so nehmen Sie meine Enkelin," sagte Danheim nach einigem Nachdenken, „ich glaube im Namen der Eltern die Einwilligung geben zu dürfen. Sein Sie glücklich mit ihr.“

Als die beiden Paare im vollen Glücke waren, ließ sich ein Fremder, der eben im Wirthshause abgestiegen war, melden, um Fräulein Ernestine zu sprechen. Er wurde angenommen, und als er einige Minuten darauf eintrat, flog ihm Ernestine mit den Worten in die Arme: „Mein Oheim!“

Es war ein Vergnügen, die Freude des wackeren Directors anzusehen, als er seine beiden Romeo's so glücklich erblickte. Er trat vor sie hin und sagte pathetisch: „Shakespeare mag mir verzeihen, wenn ich ihn jetzt parodirend sage:

Der Himmel gebe Euch ein besser Loos,
Als Juliens und ihres Romeo's.“

Literarischer Vorschlag zu einem Verdienstorden.

Von W. S.

Gewiß wie es einst ein goldenes Zeitalter gegeben hat, ist einer seiner charakteristischen Züge der gewesen, daß es keine Schriftsteller gab. Die Menschen waren frei von Schuld und Sünde; folglich schrieben sie keine Bücher. Das war ein zu köstlicher Zustand, um dauern zu können. Der Irrthum kam in die Welt, mit ihm das Schreiben, und das goldene Zeitalter hatte aufgehört. Es ist merkwürdig, wie schnell die Menschen von der unseligen Schreibewuth ergriffen wurden. Vor

dreitausend Jahren erklärten die jüdischen Weisen, des Bücherschreibens sei kein Ende. Vor zweitausend Jahren jammerte Horaz, daß Gelehrte und Ungelehrte, daß alle Menschen schrieben. Im Jahre 1846 hat das Uebel einen Höhegrad erreicht, der jedem häuslichen Comfort den Untergang droht. Wo lebt jetzt unter civilisirten Menschen Mann oder Weib, die nicht schreiben? Lächerliche Idee, ein Lexicon aller dermaligen Schriftsteller herauszugeben! Nicht alle Adreßbücher zusammengedruckt liefern ein vollständiges Verzeichniß. Man erzählt von einem kleinen Fürsten, der kluge, talentvolle Männer gern gehabt, aber die gesammte Autorenzunft gehaßt, daß er einige Jahre gereist sei, einen Mann zu suchen, der klug und talentvoll und nie etwas drucken lassen, daß er jedoch keinen gefunden. Sehr natürlich; es existirt keiner. Vor Jahresfrist lernte ich einen Mann kennen, dessen Erfahrungen mich belehrten, dessen Unterhaltung mich entzückte. Er äußerte, daß er nie etwas für den Druck geschrieben, noch schreiben werde. Seitdem hat er ein Theaterstück gedichtet, das keine Bühne, und einen dreibändigen Roman, den kein Verleger angenommen. Nun bin ich unerschütterlich überzeugt, daß weder mittels Diogenes' Laterne, noch durch eine in allen Zeitungen verkündete Hundert-Dufaten-Prämie ein halbweg kluger Kopf auffindig gemacht werden kann, der seine Nebenmenschen nie mit einem Producte seiner Feder heimgesucht hat. Schauderhaft. Vor Zeiten gab es in den Kinderstuben hinterm Spiegel oder sonst eindringliche Verbote gegen einen Zustand der Dinge, wo Alle reden und Keiner hört. Was ist das in Vergleich mit einer erwachsenen Welt, wo Jeder schreibt und Niemand liest!

So kann das nicht bleiben. Etwas muß zur Abstellung geschehen. Aber was? — Eine Verbrüderung, keine neuen Bücher zu kaufen, führte zu nichts. Mangel an Absatz schreckt keinen Schriftsteller. Ein Verein zu Unterdrückung unnützer Literatur durch positive Gewalt könnte nur schaden. Alle würden die verbotenen Bücher lesen wollen. Wenn nicht eine ständische Kammer, könnte der Bundestag einschreiten. Daß es ihm an gutem Willen nicht fehlt, beweist die Bundeszensur. Daß er aber nicht weiter geht, dürfte

andeuten, daß er sich an der Grenze glaubt. Also strafe man die Verleger für jedes schlechte Buch, das sie in die Welt schicken. Gar nicht nöthig. Auch ohne Strafdrohung hütten sie sich vor schlechten Büchern. Die Hälfte ihrer Arbeitszeit widmen sie dem Ablehnen angebotener Manuscripte und dem Fortcomplimentiren druckwüthiger Dichter und Philosophen. Also ein unerschwinglicher Bücherzoll. Vergeblich. Die Bücher würden in Frankreich oder Belgien gedruckt und eingeschwärzt werden. Nun, wenn nichts hilft, was soll zur Abstellung geschehen?

Ziehen wir die menschliche Natur zu Rathe. Die Manie des Schriftstellers entspringt meist aus dem Streben nach Lob und Beifall. Könnte das auf Niederlegung der Feder gerichtet werden, wäre das Ziel gewonnen. Aber wie ist das möglich? Wie sollen Männer und wie sollen Frauen, wie sollen mit einem Worte alle schriftstellende Männer, Frauen und Kinder durch ihr Streben nach Lob und Beifall vermocht werden, nicht zu schriftstellern? Vielleicht doch. Wenn nicht der Bundestag, haben die Fürsten es in ihrer Macht. Man stifte einen Verdienstorden zu Belohnung derer, welche den Versuchungen der Feder widerstehen. Wird es bekannt, daß, wer erwiesener Maßen zwanzig Jahre in einem Staate gelebt hat, ohne sich mit der Presse zu befassen, zur Aufnahme berechtigt sein soll, werden Tausende sich vor Dintenflecken wahren. Sie werden denken: „Lasse ich drucken, werde ich vielleicht berühmt, vielleicht auch nicht. Lasse ich nicht drucken, werde ich ganz bestimmt Ritter des Ordens der umgestürzten Dintenflasche. Also bin ich klug und lasse nicht drucken.“ Möglich, daß die Verleihung, namentlich in Betreff der nachzuweisenden Qualification, auf Schwierigkeiten stößt. Es kann jemand anonym geschristellert haben und es schwer sein, ihn zu überführen. Das würden jedoch immer nur Ausnahmefälle sein und die gewissenen Fälle hinreichen, Tausenden die Druckschwärze zu verleiden. Zeige man an, daß der geringste Verdachtsgrund ein Abweisungsgrund sein soll und die verdächtigen Fälle werden verschwinden.

Natürlich muß es Ordensklassen geben in Verhältniß zu den Graden geübter Selbstverleugnung.

Wer bloß sagen kann: „Ich habe eine gute Erziehung genossen und sie nicht zum Schriftstellern mißbraucht,“ kommt in die unterste Klasse, mag sein, die vierte. Wer sagen kann: „Ich bin in Frankreich, in England, in Italien gewesen und habe nichts darüber veröffentlicht,“ oder ein Geistlicher, der darthun kann, daß er eine Predigt gehalten, zu deren Abdruck er von seinen Freunden aufgefordert worden, und daß er es nicht gethan: — die kommen in die dritte Klasse. Der Busenfreund eines großen Mannes, der nach des Letztern Tode nicht sein Biograph wird, kommt in die zweite Klasse. Und beschwört ein körperlich und geistig gesunder Mensch, daß er über einundzwanzig Jahre alt, mehre Male verlobt gewesen und kein Gedicht hat drucken lassen, kommt er unbedingt in die erste Klasse.

Alles dies müßte nothwendig die Folge haben, daß alle edele Geister der Literatur entzogen würden und solche nur in den Händen einiger Verworfenen bliebe, deren schlechter Ruf das Schriftstellern in Verruf bringen und dadurch das Erscheinen eines Buchs zu einer gebührlchen Seltenheit machen würde. Damit wären die Dilettanten-Scribenten beseitigt. Was nun aber mit der Legion anfangen, die aus Hunger schreibt? In Betreff dieser weiß ich, ehrlich gestanden, kein humaneres Mittel als Erweiterung der Armen- und Vagabunden-Anstalten. Um künftig Niemand die Entschuldigung gestatten zu müssen, daß er wegen des lieben Brotes schreibe, vergrößere man die Arbeitshäuser, weise jene Menschen dorthin, lasse sie Steine klopfen, Berg spinnen, Fleckchen zupfen, oder gebe ihnen sonst angemessene und einträgliche Beschäftigung. Ich wette, das hilft.

Vorgenannte zwei Maßregeln, der Verdienstorden für die zur Zeit freiwilligen und das Arbeitshaus für die zur Zeit gezwungenen Scribenten berechtigen zu der Hoffnung, daß die bürgerliche Gesellschaft wieder gesunden, der menschliche Geist, statt wie jetzt sich zu vergeuden, etwas Gutes und Nützlichs schaffen werde. Die Sündfluth läuft ab. Hügel um Hügel tauchen auf. Und wonniger Gedanke! Vielleicht in längstens zehn Jahren wird man einen Tag durchleben können, ohne sich zehnmal gefragt zu hören,

ob man dies, ob man jenes Buch gelesen, wird in Gesellschaft gehen können, ohne zwei und mehr Schriftstellerinnen zu treffen!

Etwas aus dem Leben des Barons von Grimm.

Mitgetheilt von Isidorus orientalis.

1.

Der Name des Barons Friedrich Melchior von Grimm ist mitten unter denen der berühmten Schönegeister des achtzehnten Jahrhunderts bis zu uns gelangt und noch jetzt nicht ganz untergegangen. Ohne den Verdiensten, der Gewandtheit dieses Mannes irgend zu nahe treten zu wollen, wenn ihm schon sein Trauerspiel „Banise“ nur Spott und Tadel brachte, muß doch wohl zugestanden werden, daß der Glanz, welchen Grimm über seinen Namen verbreitete, mehr einem geliebten, als einem von ihm selbst ausgegangenen ähneln möchte; er dürfte einem Trabanten zu vergleichen sein, der einen Theil des unendlichen Glanzes der großen Sonnen des achtzehnten Jahrhunderts sich angeeignet hatte, und wer Gelegenheit fand, Grimm's Schriften zu lesen, könnte zu der Meinung verleitet werden, die Nachwelt habe, indem sie einem Manne, welchen die Eitelkeit so ganz und gar beherrschte, daß er es nicht einmal verschmähete, gleich den Frauen, zur Schminke seine Zuflucht zu nehmen, unter der Verlassenschaft des blendenden, aber doch auch unendlich frivolen Voltaire'schen Zeitalters einen Platz anwies, Grimm ohne sonderliche Prüfung und, wie man zu sagen pflegt, in Bausch und Bogen mit in den Kauf genommen. Entschieden verstand es der Baron Grimm, die Poesie, die Literatur, die Wissenschaft, das Geld, den Adel, ja selbst gefrönte Häupter seiner Zeit ungemein geistreich für seine Zwecke zu benutzen, und Rousseau's und Diderot's Freundschaft, so wie sein Umgang mit Holbach und andern Notabilitäten der damaligen Zeit

haben nicht wenig dazu beigetragen, ihn berühmt zu machen und seinen Namen der Vergessenheit zu entziehen; nichtsdestoweniger war aber doch wohl Grimm, wie wir aus der nachfolgenden so viel wir wissen noch ganz unbekanntem Anekdote erschen werden, ein Mann ohne Grundsätze und Moralität und ein Slave seiner Selbstsucht und Eitelkeit.

2.

Grimm war der Sohn armer Eltern in Regensburg, die ihm aber, ungeachtet ihrer beschränkten Lage, eine sorgfältige Erziehung gegeben hatten, und sein Leben, so weit es bekannt geworden, beginnt mit seiner Anstellung als Führer der Söhne des Grafen von Schomberg, welche er nach Paris begleitete, wohin sie ihrem Vater, dem Cabinetsminister des Königs von Polen, folgten. Als Grimm sich in Folge dieser Anstellung anschickte, seine Vaterstadt zu verlassen und die nöthigen Vorbereitungen zu einer so großen Reise traf, war er keineswegs allein; er hatte einen allerliebsten Gefährten — doch nein, keinen Gefährten, sondern eine Gefährtin —, denn die niedliche, liebenswerthe Person, welche ihn auf dieser Reise begleitete und sein Schicksal theilte, hieß Margaretha Brady und war ein junges, schönes, deutsches Mädchen, welches sich in Regensburg bescheiden von seiner Hände Arbeit nährte, Friedrich Grimm zärtlich liebte und dem Freunde seiner Seele Schönheit, Tugend, Ehre und alle jene kostbaren Schätze, welche die Jugend und Liebenswürdigkeit begleiten, mit wahrhaft seltener Hingebung zum Opfer darbrachte.

Obgleich Grimm weder ein sehr feuriger, noch ein zärtlicher, noch auch ein recht ergebener Liebhaber war, so hatte er doch nichtsdestoweniger dem armen Kinde eine wahrhaft schwärmerische, begeisterte Leidenschaft einzulößen gewußt; Margaretha liebte ihn bis zur Raserei; er beherrschte sie ganz und gar, in eben der Art, wie ein Herr über seinen Slaven gebietet. Wenn er ihr befohl zu sprechen, so plauderte Margaretha ohne Zögern; gebot er ihr zu schweigen, so kam keine Sylbe über ihre Lippen; schickte er sie fort, so erhob sie sich und ging; rief er sie zurück und

hieß sie an ihre Arbeit gehen, so kehrte sie um und arbeitete; sagte er ihr: „Umarme mich!“ so lief sie eiligst auf ihn zu und lag in seinen Armen. — War Grimm ihrer Bärtlichkeit überdrüssig und sagte: „Geh!“ so entfernte sie sich seufzend, aber schweigend, mit langsamen Schritten. Ihre Thränen flossen in Strömen, sobald Grimm befahl, sie solle weinen. Wenn er ihr gebot, vor ihm hinzutreten und ihn wegen aller Schmerzen und Leiden, die er ihr verursache, um Verzeihung zu bitten, so kniete die kindliche Margaretha zu seinen Füßen und lispelte: „Geliebter Freund! willst Du mir Deine Fehler vergeben? Willst Du mir das Leid verzeihen, das Du mir verursachst?“ In solchen Fällen entschloß sich Grimm zuweilen, das herrliche Wesen, welches ihn bis zum Wahnsinn liebte, ihn gleich einem Abgott verehrte, aufzuheben, Margaretha freundlich anzulächeln, sie zu umarmen; allein ungleich öfterer befahl ihr der hochmüthige, herzlose Dichter kalt und gefühllos, an ihre Arbeit zu gehen, und umarmte sie keineswegs!

Eines Tages befahl Grimm, ziemlich verächtlich hingeworfen, der gehorsamen Margaretha, sie solle sich bereit halten, um ihn auf einer langen Reise, die manche Wechselfälle herbeiführen werde, begleiten zu können. Das gute Kind wagte es hier zu fragen:

„Wohin werden wir uns begeben?“

„Wohin ich will!“ war die barsche, unfreundliche Antwort.

„Nun wohl! Gott wird mich auch auf diesem unbekanntem Pfade leiten.“

„Margaretha!“ hob Grimm ein wenig freundlicher wieder an, „weil Dir gar so viel daran zu liegen scheint, zu erfahren, wohin wir reisen, so will ich Dir es sagen: wir gehen nach Frankreich.“

„Vielleicht nach Paris?“

„Was gehet das Dich an, Margaretha?“

„Sehr richtig, das gehet mich nichts an! . . . Mir genügt es völlig, Dir folgen zu können, und dann bin ich zufrieden. . . . Wann werden wir reisen?“

„Du bist verdammt neugierig! . . . Nun dann: wir werden morgen früh abreisen. Um

sechs Uhr mußt Du fertig sein, nicht früher, nicht später. . . . Gute Nacht!“

Margaretha sprang an das Fenster ihres Zimmers, um noch, so lange sie es vermochte, einem Undankbaren, einem treulosen Menschen nachzublicken, der sie ohne Zweifel nicht einmal liebte, sondern sich nur aus einer gewissen Art von Großmuth entschloß, ihr zu erlauben, daß sie ihm diene, ihn gleich einem Abgott verehere; welch ein beklagenswerther Zustand! welche Demüthigung für das gute, treffliche Mädchen! —

Kaum war Grimm, um eine Straßenecke biegend, ihren Augen entschwunden, so dachte Margaretha auch schon ernstlich an die Vorbereitungen zu der ihr bevorstehenden Reise; sie packte in einen Koffer, welcher für ihre ärmlichen Habseligkeiten viel zu groß war, die ihr liebsten und theuersten Sachen, vornämlich Kleider, in denen sie ihrem Friedrich besonders gefallen hatte, Mützen, welche ihr in den ersten Tagen ihrer Liebe von Friedrich geschenkt worden waren, und alte Halstücher, die Grimm in den ersten Augenblicken ihres Glücks durch seine stürmischen Umarmungen zerzaust hatte! — Dann verbarg sie heimlich in den Falten ihrer Kleider ein für sie jedenfalls ungemein werthvolles Bild, nämlich Friedrich's Bild, das sie oft mit ihren Küffen und Thränen beneht, mit ihren Augen verschlungen hatte, pflückte einige Veilchen, welche, ungeachtet der unfreundlichen Jahreszeit, in einem Blumentöpfchen am Fenster noch blüheten, und verbarg die niedlichen kleinen Blümchen in ihrem Busen, die sich durch diesen Wechsel ihres Platzes ohne Zweifel sehr glücklich fühlen mochten, schrieb an ihre Freundinnen, an ihre Mutter, nahm von jenen Abschied und stellte dieser ihre baldige Rückkehr in Aussicht; endlich kniete sie vor ihrem Bette nieder, sprach ein herzliches Gebet, das wohl zugleich fromme wie weltliche Bitten enthalten mochte, und schloß träumend ein, ihre Hand auf das Herz gelegt, ohne Zweifel in der Absicht, damit sie am nächsten Morgen die Erste sein möchte, welche beim Erwachen die Schläge dieses von Freude, Stolz und Hoffnungen geschwellten Herzens fühlte.

Am andern Morgen, pünktlich um sechs Uhr, bestieg Margaretha einen Wagen; allein in die-

sein Wagen saß keineswegs ihr Geliebter, sondern die vornehme Dienerschaft des Grafen von Schomberg; Grimm fuhr mit den beiden Sproßlingen eines edlen Geschlechts, die nun seine Schüler geworden waren, in einer andern Kutsche. Die ungeschlachten, übermüthigen Diener der vornehmen Herrschaft behandelten die arme Margaretha sehr willkürlich und rücksichtslos, und sie begriff gar bald, daß sie während der ganzen Reise das Marterholz ihrer rohen Gefährten sein werde. — Allein, was that das? Stürmten doch die Pferde pfeilschnell vorwärts und wirbelten den Staub auf; folgte sie doch der Spur ihres geliebten Friedrich; konnte sie sich doch, da ihr für den Augenblick das Glück versagt war, den ihr so theuern Freund bedienen zu können, den süßesten Erinnerungen, ihren Gefühlen, ihren Gedanken überlassen und sich dadurch für die abgeschmackten Reden ihrer ungebildeten Reisegesellschaft entschädigen! Margaretha war ja jung, gläubig und vertrauend, und vor allen Dingen verliebt! In einem solchen Seelen- und Herzenszustande erträgt und übersteht man Alles! — Grimm seinerseits hätte wohl auch ein vollgültiges Recht gehabt, über die Langweiligkeit seiner Reise Beschwerde führen zu können, denn die Schüler aus vornehmen Häusern pflegen in der Regel ganz unbarmherzig gegen ihren Lehrer zu sein, den sie als einen Pedanten, welcher sie bewacht und zügelt, in gleich hohem Grade verachten, als sie ihn hassen. Die beiden Söhne des Grafen von Schomberg machten von dieser allgemeinen Regel nicht eben eine Ausnahme; mit all' der Begierde, wozu sie Geld, Geburt und Zeitgeist berechnete, machten sie sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus, die Geduld und Lebensklugheit ihres Lehrers, den sie nur als einen bezahlten Diener betrachteten, auf die Probe zu stellen und zu ermüden. Aber, was that das? Verwehete nicht der Wind die gehaltenen Reden dieser Laffen? Konnten sie den ungeduldigen Grimm verhindern, in der Ferne schon das gelobte Land zu erblicken, nach welchem er strebte, das unbestimmte, verwirrte Getöse der großen Stadt Paris zu hören? Sein Geist und sein Herz waren von diesen Bildern dergestalt erfüllt, daß er die Dummheiten zweier schlecht erzogener Knaben leicht über den

Lustschlössern vergaß, welche ihm Wissenschaft und Kunst erbauten. Endlich war auch Grimm jung, feurig, wißbegierig, ehrgeizig und voller Muth, und bei solchen Eigenschaften überwindet der Mensch die größten Schwierigkeiten, nichts in der Welt ist ihm zu schwer.

Mit unbeflegbarer Geduld und Langmuth ertrugen Friedrich und Margaretha, der Eine die schlechten Witze seiner Schüler, die Andere die rohe Behandlung der Diener, denn die Erniedrigung, der Schmerz, das Mißvergnügen, welches Beide über die Behandlung, welcher sie bloßgestellt waren, und die dadurch unendlich gesteigerten Mühseligkeiten der Reise empfanden, wurden reichlich durch die Vorstellung aufgewogen, daß sie sich in Frankreich befänden und spätestens in drei Tagen Paris erreicht haben würden.

3.

Grimm's erste Anfänge in Paris waren nichts weniger als einladend und erfreulich; eingeschlossen in ein elendes Stübchen in der Straße Saint-Honoré, spielte er hier eine gar jammervolle Rolle; es stand ihm weder eine Equipage zu Gebote, noch konnte er Bedienten befehlen; ihm fehlten die Spitzenmanschetten, seine Kleider waren nicht durch Stickereien geziert; an seinem Degen hing kein glänzendes Port-d'épée und oft hatte er nicht einen Dreier in der Tasche. — Seit vierzehn Tagen, das heißt seit seiner Ankunft in Paris, hatte Grimm, überrascht vielleicht und geblendet durch alles das, was sich seinen neugierigen und erstaunten Blicken darbot, vielleicht auch, erfüllt von Neue über seinen übereilten Schritt, unruhig und empört über die unbedeutende Rolle, die er spielte, ganz und gar vergessen, seine arme Margaretha zu besuchen, welche er in einem kleinen Häuschen in der Vorstadt Saint-Germain, wo man möblirte Zimmer vermietete, untergebracht hatte; endlich, da er eben nichts Besseres zu thun wußte, erinnerte er sich jenes guten Kindes, das er der Mutter, seinen Freunden, seiner Pflicht, seinem Vaterlande entführt hatte und welches nun, einsam und verlassen, in der großen Stadt seiner harrte, seufzte

und weinte, und in dem elenden Dachstübchen, das man ihr angewiesen hatte, vor Frost und Kälte zitterte. — Der vortreffliche, edle Herr Grimm empfand endlich einiges Mitleid für Margaretha; er nahm daher einen Miethwagen und ließ sich herab, nach dem Zweithalerhause zu fahren; beschämt, verwirrt, wagte er es, beinahe zitternd, sich in das mehr als zweideutige Dunkel dieser fürchterlichen Behausung zu verirren, und er mußte all' seinen Muth, all' seine Kraft zusammennehmen, um, im Dunkeln tappend, eine steile Treppe hinaanzuklimmen, die mehr einer steinernen Leiter als einer Treppe glich. Erschöpft von dem beschwerlichen Aufgange, blieb Grimm auf dem unsaubern, feuchten Flure einen Augenblick stehen, und müdete sich ab, die ihm bezeichnete Nummer des Dachstübchens zu finden, in welchem das junge Mädchen wohnen sollte; da vernahm er plötzlich eine schöne, klangreiche Stimme. Margaretha sang, sang ein schönes deutsches Liedchen, ein Liedchen, nach dem er oft mit seiner Geliebten getanzt hatte, und da er deren Stimme nur allzuwohl kannte und in seinem Herzen in diesem Augenblicke doch wohl das Gefühl der Liebe, der Erinnerung an vergangene selige Tage, seine Rechte geltend machen mochte, so fing er an, den Gesang seiner Schönen zu begleiten und ihr in der theuern Muttersprache zu antworten. . . . Nun wurde eine kleine Thüre heftig aufgestoßen, Margaretha stieß ein Freudengeschrei aus und gleichzeitig lag sie in den Armen des Mannes, welchen sie über Alles liebte.

„Was treibst Du, Margaretha! mitten unter diesen Haufen von Lappen?“ fragte Grimm, indem er in das Zimmerchen des Mädchens trat.

„Was ich treibe, fragst Du?“ antwortete Margaretha lächelnd, „ich arbeite, arbeite fleißig, um leben zu können, ohne Dir zur Last fallen und Dir das Wenige entziehen zu müssen, was Du hast und selbst höchst nöthig brauchst!“

„Margaretha, das ist wieder eine von Deinen abscheulichen Narrheiten!“

„Wie? Friedrich! Meine kleine Kunst, meinen Gewerbefleiß, womit ich mir Brot verdiene, schiltst Du eine Narrheit? Ja, ja! Seit acht

Tagen bin ich bereits auf dem besten Wege, reich zu werden, indem ich an der Hand dieser sogenannten Narrheit einhergehe, und welche ich, damit sie mich noch schneller vorwärts bringen solle, vom Morgen bis zum Abend unablässig mit der Spitze meiner Nadel steche! . . . Du weißt wohl nicht, theurer Freund, was hier vorgegangen ist? . . . Stelle Dir vor: in der vorigen Woche wollte man mich schlagen, mich gleich einer Landstreicherin aus dem Hause werfen! . . . Da fiel mir zu meinem Glücke ein, daß es in Frankreich unmöglich anders sein könne, als in Deutschland, daß Jeder, der leben wolle, fleißig sein, arbeiten, sich rühren müsse; und so habe ich mich denn um Arbeit bemühet, um leben zu können; ich habe nichts Anderes gethan, als was ich sonst that, aber ich habe das Wenige, was ich wußte, am rechten Orte zu zeigen verstanden; mit der größtmöglichen Schnelligkeit, einigem Geschick, Geschmack und einer Gefallsucht, welche mir ganz gewiß vom Himmel verliehen ward, deutsche Hauben, deutsche Halstücher und andere dergleichen Kleinigkeiten, womit sich die Frauen in unserm Vaterlande schmücken, gearbeitet; im ganzen Hause rühmte und lobte man meine Arbeit, bald sprach man davon in der ganzen Straße, und jetzt verlangt man im ganzen Viertel nach den kleinen Schöpfungen meiner Hand; jetzt nehmen sich bereits die vornehmen Damen in der Vorstadt Saint-Germain meiner an und beschützen mich, und wenn das nur noch einige Zeit so fortgeht, mein geliebter Friedrich, so kann es uns schlechterdings nicht fehlen, wir müssen reiche Leute werden!“

Arme Margaretha, wie mochtest Du Dir nur einbilden, daß der hochfahrende, eitle Grimm sein Schicksal an das Deinige knüpfen würde! —

Wenn von Fleiß und Thätigkeit die Rede ist, überflügeln die Frauen ganz entschieden die Männer; nur einer Frau ist es möglich, aus treuer Ergebenheit, aus Liebe für den Mann arbeiten, fleißig sein zu können; die Männer arbeiten nur aus Geldgier, Eitelkeit und Selbstsucht; nur ihr eigenes werthes Ich haben sie unausgesetzt im Auge! — Jedenfalls fand dieser Satz seine volle Anwendung auf die Scene, welche so eben beschrieben wurde. Der leichtsinnige, herzlose, un-

danfbare Grimm nahm Abschied von seiner Geliebten, deren Zukunft ihm nun keine Sorgen mehr machte, und beschloß ernstlich, nunmehr, nicht etwa für Margaretha, sondern allein für sich zu arbeiten; indem der Ehrgeiz ihn antrieb, nach Ruf, Ehre, Auszeichnung, Glanz zu streben, dachte er lediglich an seine eigene Person und Margaretha verschwand aus seinem Gedächtniß und seinem Herzen, wenn sie anders jemals in dem letztern Platz gefunden hatte. Die Aermste war für immer vergessen! In seinem Busen war nur Raum für Ehrgeiz, Neid, Zorn, nicht für die Liebe! —

Grimm, der ohne alle weitere Verbindungen aus dem Herzen Deutschlands, unter dem Gefolge des Grafen von Schomberg, nach Paris gekommen war, glückte es, anfänglich in dem Hause des Herzogs von Sachsen-Gotha unter dem Titel eines Vorlesers Zutritt zu erhalten; späterhin ward Grimm mit einem sehr anständigen Gehalte Geheimsecretär des Grafen von Friesen und nach dessen Tode Secretär des Herzogs von Orleans. Läppisch, schwaghast, unverschämt, aber liebenswürdig in der Unterhaltung, dreist und zudringlich, gleich einem verwöhnten Pagen, und begeisterter Bewunderer aller französischen Moden, Sitten und Gebräuche, gelang es Grimm sehr bald, sich bei den Herren, deren Diensten er sich widmete, vermöge seiner Gewandtheit, Gelehrigkeit, seines Uebermuthes, so wie durch seine launigen Einfälle, seine lustigen Erzählungen und Geschichten, selbst durch die Verzerrungen seines Gesichtes und seine gefälligen Lieder in hohe Gunst zu setzen. — Grimm war allerdings musikalisch, wenn gleich kein ausgezeichnete Musiker, indessen rühmte er sich, daß er die Schönheiten der Musik zu verstehen, zu schätzen und zu empfinden wisse und hierin dem Eingeweihtesten nicht nachstehe, und keinen Abend ließ er vorübergehen, wo er nicht bei dem Grafen von Friesen, in Gegenwart seiner Freunde, Tischgenossen und Günstlinge, die Saiten seines deutschen Instruments ertönen und sie unter seinen Händen seufzen ließ. Selbst J. Rousseau, der damals von nichts als Ruhm und den Geständnissen seines savoyischen Vicars träumen mochte, ließ sich von den nicht eben sonderlich harmonischen Melodien seines neuen

Freundes, des Geheimsecretär Grimm, fortreißen. *)

Das Wohlwollen dieses edlen Philosophen war von unschätzbarem Werthe für Grimm, denn es verschaffte ihm glänzende Beschützer, die Freundschaft der berühmtesten Männer der damaligen Zeit, so daß Grimm schon hierdurch und durch die mannichfachen Unterstützungen seiner Gönner und Freunde einen gewissen Ruf erlangte, welcher noch überdem durch eine kleine, allerdings geistreiche Brochüre, welche Grimm aus Veranlassung der Kämpfe schrieb, welche zu jener Zeit sich zwischen der französischen und italienischen Musik erhoben, gesteigert wurde. **) Endlich ward sogar ein kleines Liebesabenteuer mit einer französischen Sängerin die Veranlassung, daß der eitle Grimm in der That eine Weile zu den Berühmtheiten des Tages gehörte, eine Behauptung, der man wohl Glauben beimessen darf, wenn man sich den Müßiggang, den Leichtsin, die Ausge-

*) Es stehet geschichtlich fest, daß Rousseau und Grimm durch die entschiedene Neigung für Musik, welche Beide erfüllte, einander zuerst näher gebracht wurden. Rousseau war wirklich Grimm's redlicher, treuer Freund, und führte ihn bei Diderot, dem Baron Holbach, der Frau von Epinal und andern durch Geist und Geburt ausgezeichneten Personen ein, wo sich Grimm überall beliebt zu machen wußte.

**) Als die Ankunft der italienischen Bouffon's in Paris die Kenner und Freunde der Musik in zwei Parteien sonderte, welche sich feindlich entgegenstanden, erklärte sich Grimm für die italienische Musik und stand an der Spitze des „Coin de la Reine“, also genannt, weil diese Partei sich im Theater unter der Loge der Königin sich zu versammeln pflegte, während Rameau und die Beschützer der französischen Musik diesem Plage gegenüber, unter der Loge des Königs, den „Coin de Roi“ bildeten. In jener Periode schrieb Grimm eine Brochüre, die den Titel führte: „Le petit poëte de Boemischbroda“, und als die Gegner darauf antworteten, besiegte er sie vollständig durch eine zweite Brochüre, betitelt: „Lettre sur la Musique française“. Diese letztere Schrift machte anfänglich ein so gewaltiges Aufsehen, daß von Grimm's Verbannung oder seiner Einsperrung in die Bastille die Rede war; indess legte sich die Wuth, welche jener Brief hervorbrachte, bald, und alle Freunde der neuen Musik und der italienischen Truppe gaben laut dem Verfasser ihren Beifall zu erkennen.

lassenheit vergegenwärtigt, durch welche sich die vornehme Gesellschaft in Paris in der damaligen Periode auszeichnete und durch die sie sich vorzugsweise in der Geschichte berüchtigt gemacht hat. Man nannte damals dieses galante Abenteuer, welches wir sogleich erzählen wollen, in den Zirkeln der großen Pariser Welt, in denen sich Grimm bewegte, „Grimm's ersten Tod“, und selbst Rousseau hat es nicht verschmähet, sich über diese Begebenheit in seinen Bekenntnissen in einigen Zeilen lustig zu machen.

4.

Grimm ward nämlich, wie wir schon weiter oben erwähnten, von einer fast lächerlichen Eitelkeit und Geckenhaftigkeit beherrscht, und lebte in einem Zeitalter, wo das Auffallende, Lächerliche nicht selten zu Glück und Ehre führte; er war gleichzeitig aber auch ein geistreicher Mensch, in einer Periode, wo die geistreichen Zirkel sich zu einer wahrhaften Macht, einer zweiten Macht im Staate, erhoben; es ward daher dem deutschen Literaten nicht eben sonderlich schwer, in den Logen aller Theater und selbst hinter den Couliissen Zutritt zu erhalten, da ihm noch obenein der philosophische Generalpächter Helvetius, mit dem er Arm in Arm umherschlenderte, hier einführte; die ausgelassensten, aber freilich auch ausgezeichnetesten Menschen waren seine täglichen Gefährten, mit denen er sich in den Puzzimmern der gelehrten Damen und in den kleinen Gäßchen umhertrieb; er machte leichte, läppische Verse, wie sie die Hofpoeten der Frau von Pompadour zu machen pflegten, und ward endlich auch, als dem Gipfel seines Ruhms und Glücks, ein täglicher Gast an der Tafel des Barons von Holbach. Hier war es aber auch, wo Grimm, der beliebte Schönggeist, berauscht von Champagner und den Blicken einer verbuhlten Sängerin, ganz und gar den Kopf verlor.

Diese Sängerin, Demoiselle Fel, war eine ausgezeichnete Künstlerin und ganz vortreffliche Person; ihr Mitleid kannte keine Grenzen, und man behauptete, sie habe niemals einem Armen eine Gabe abzuschlagen vermocht. Auch Grimm

streckte ihr ganz demüthig und kläglich seine Hand entgegen; allein die mitleidsvolle Künstlerin wendete ungerührt ihr Auge von dem Bittenden ab, sie stieß den Bettler zurück und murmelte, ganz im Widerspruch mit den sanften Neigungen ihres Herzens: „Möge Gott Euch helfen!“

Grimm's Freunde riethen ihm, seine Bewerbungen fortzusetzen und das Herz der grausamen Schönen durch Beharrlichkeit, Bitten und Thränen zu erweichen, ein Rath, welchen Grimm um so lieber befolgte, als er ihn zugleich durch Hoffnungen aufrichtete. Jeden Morgen fand sich der bezauberte Grimm in dem Puzzimmer der Demoiselle Fel ein, wo er ihr die glühendsten Liebeserklärungen machte, und seufzend, weinend, händeringend die Angebetete um Erhörung anflehte; allein die sonst so weiche, gutmüthige Sängerin war und blieb grausam und unerbittlich! Sie wies dem unglücklichen, verliebten Grimm die Thür und machte sich noch obenein am Fenster über ihn lustig.

Nun riethen dem verunglückten Liebhaber seine Freunde, er solle sich nicht mehr zu der hergebrachten Besuchszeit bei seiner Schönen mit dem Tigerherzen sehen lassen, sondern sie ganz spät des Abends zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde überfallen und von ihr Genugthuung für die Ungerechtigkeit begehren, welche sie am Tage gegen ihn geübt habe.

„Demoiselle Fel,“ so behauptete man, „gleichet vielleicht der Penelope, die in der Nacht wieder zerstörte, was sie am Tage gearbeitet hatte.“

Grimm scheute weder Mühe noch Gefahr, um zu einem Ziele zu gelangen, nach welchem er mit aller Kraft seiner Seele strebte, und griff endlich zu einem eben so kühnen als verwegenen Mittel, das ihm aber in seiner Liebeswuth und Liebesblindheit eben deshalb als ganz passend erschien. Er wagte es nämlich, in einer Nacht über eine Gartenmauer zu klettern, sich auf diese Art nach Mitternacht in ein bewohntes Haus, gewiß auf die ungewöhnlichste Weise, die es nur geben kann, einzuführen, und bis in das Schlafzimmer der Demoiselle Fel zu dringen; aber — Alles war vergeblich! umsonst bat, flehete er, wand er sich vor der Grausamen im Staube! Penelope ge-

dachte ihres theuren Ulyßes (der freilich hier einen ganz andern Namen führte), sie fuhr fort, gegen Grimm die Gleichgültige, Unerbittliche, Grausame zu spielen, sich über ihn lustig zu machen, ihn zu verhöhnen, geleitet von einem höchst sonderbaren Eigensinn, einer ganz fremdartigen Launenhaftigkeit, die für ihr sonst so weiches Herz alle Reize der Neuheit hatte.

Bestürzt, außer sich, wüthend, wollte Grimm sterben und verurtheilte sich zu einer Todesart, wie sie sich nur die höchste Verzweiflung und Liebeswuth auszusinnen vermag. — Er nahm weder Speise noch Trank zu sich; er wollte verhungern und verdursten; Aerger, Langeweile und vielleicht auch ein wirklicher Fieberanfall kamen ihm bei diesem eromtrischen Entschlusse zu Hülfe; er verfiel in eine wahrhafte, vielleicht auch nur scheinbare Starrsucht, welche ihn der Sprache beraubte und ihm jede Bewegung völlig unmöglich machte.

„Demoselle Fel,“ so schrieb Rousseau, „fiel es plötzlich ein, die Grausame, Standhafte spielen zu wollen, und wies Grimm, diesen neuen Bewerber um ihre Gunst, zurück; Grimm nahm die Sache ungemein ernsthaft, beschloß zu sterben und verfiel, in Folge dieses Beschlusses, in die fremdartigste Krankheit, von der man jemals gehört hatte; Tag und Nacht brachte er in einer Art Schlassucht hin; seine Augen waren geöffnet, sein Puls ging regelmäßig, allein er vermochte weder zu sprechen, noch sich zu bewegen; er konnte weder essen noch trinken, und wenn er gleich zu verstehen schien, was man mit ihm sprach, so antwortete er doch nicht darauf, nicht einmal durch ein Zeichen, und lag unbeweglich da, gleichsam als wäre er wirklich todt.“

Schnell sammelten sich Grimm's zahlreiche Beschützer und Freunde besorgt um den Kranken, ein berühmter Arzt wurde unverzüglich herbeigeholt, um den Zustand eines Patienten gründlich zu untersuchen, welcher dem Tode schon verfallen zu sein schien; doch, dem Himmel sei Dank, der gelehrte Arzt konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er das erste Recept schrieb, und andern Personen wird es wahrscheinlich nicht viel besser gehen, wenn sie die wunderliche Art und Weise

erfahren, auf welche man diese so ganz außerordentliche geheimnißvolle Krankheit behandelte.

Grimm beschäftigte sich in jener Periode gerade vorzugsweise mit philosophischen Studien und huldigte namentlich Rousseau's Ansichten und Grundsätzen. Da näherte sich eines Tages zu einer verabredeten Stunde Rousseau dem Bett des Kranken und sprach zu ihm:

„Sie erinnern sich vielleicht noch, lieber Grimm, daß Sie und Diderot mir zuredeten, ich sollte über einen Gegenstand der Sittenlehre einen Aufsatz schreiben, den die Akademie zu Dijon als Preisaufgabe gestellt hatte? Nun wohl, ich habe diesem Rathe Folge geleistet, mich jener Arbeit unterzogen, und trotz der vielen Mitbewerber hat meine Denkschrift den Preis errungen!“

So angenehm und schmeichelhaft diese Nachricht Grimm sein mußte, so war er doch weit davon entfernt, dem gekrönten Akademiker einen Glückwunsch abzustatten; unbeweglich blieb er in seinem Bette liegen, und die einzige Veränderung, welche sichtbar mit ihm vorging, bestand darin, daß er plötzlich erröthete. Unentschieden blieb es, ob Freude oder Eifersucht seine Wange gefärbt haben mochte.

Bei allen Gelegenheiten, die sich nur irgend darbieten, trug Grimm die hohe Achtung, welche er für Diderot, dessen Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit hegte, zur Schau, und rühmte die treue Freundschaft, womit er ihm zugethan wäre. Nun näherte sich dieser verehrte Freund dem Bette des Kranken und redete ihn folgendergestalt an:

„Ich bedarf Ihres Beistandes jetzt dringend, lieber Grimm. So eben bin ich mit einer neuen Arbeit über das Theater fertig geworden; erlauben Sie, daß ich Ihnen mein Hest vorlesen und mir Ihren Rath erbitten darf?“

Die Frage blieb unbeantwortet; Grimm lag unbeweglich auf seinem Lager; Diderot las ihm mit der größten Anstrengung seine herrliche Arbeit vor, allein es gelang ihm nicht, dem verliebten Kranken irgend ein Zeichen des Beifalls, der Begeisterung oder des Tadels zu entlocken.

Grimm war ein leidenschaftlicher Verehrer

der Musik und der Musiker. Gestützt auf diese vorherrschende Neigung, näherte sich Helvetius rasch, ergriff die Hand des Sterbenden, drückte sie heftig und rief:

„Grimm! wollen Sie mit Begleitung des Klaviers zwei herrliche, köstliche Arien anhören? Rasch, rasch, stehen Sie auf ohne Zaudern!“

Aber auch dieser Versuch mißglückte. Vergebens sang Helvetius mit seiner schönen Stimme die vortrefflichsten Stücke; Grimm war und blieb ganz unempfindlich für die Reize der Tonkunst, sie machten eben so wenig Eindruck auf ihn, als Diderot's Beredsamkeit und die wunderlichen Sätze der Philosophie.

Nun wurde noch ein Mittel versucht. Grimm war ungemein vergnügungssüchtig; er liebte den Wein, gute Mahlzeiten, fröhliche Gesellschaft. Unerwartet ward ein vortreffliches Gastmahl in dem Schlafzimmer des Kranken aufgetragen, ganz in der Nähe des Unglücklichen, welcher sich die allerersinnlichste Mühe gab, verhungern und verdursten zu wollen. Man setzte sich zu Tische, und der berühmte Feinschmecker, Baron Holbach, präsidirte bei diesem lucullischen Mahle. Jede Schüssel, die aufgetragen ward, wurde Grimm gemeldet und er gefragt, ob er nichts davon genießen wolle.

„Grimm, wollen Sie nichts von dieser köstlichen Cottelette?“

„Grimm, macht Ihnen dieses Ragout sin nicht Appetit?“

„Grimm, kosten Sie doch von diesem Fasan, dieser Ortolane, oder von diesem Lammbraten?“

„Grimm, Sie sind ja ein Deutscher! Reizt Sie denn nicht dieser ausgezeichnet schön zubereitete Kohl? Und wenn Sie durchaus nichts essen wollen, so trinken Sie wenigstens auf das Wohl Ihres deutschen Vaterlandes ein Glas Rheinwein!“

Welch Sterblicher hätte wohl, und wäre er ein Heiliger gewesen, solchen Versuchungen widerstehen mögen! Und so erlag denn auch der gute Grimm; schweigend erhob er sich aus seinem Bett, fuhr eiligst in seine Kleider, ergriff ein Glas Champagner, das auf dem Tische stand, und rief mit lauter Stimme:

„Freunde! ich trinke auf das Wohl der Opfer der Demoiselle Bel; . . . die Verliebten, welche sie tödtete, befinden sich ganz vortrefflich!“

Gleichzeitig trat d'Alembert in das Zimmer, der eine verschleierte Dame an der Hand führte. Leise klopfte er Grimm auf die Achsel und sprach lächelnd:

„Ich stelle Dir hier die Wittwe des Herrn von Klüpfel vor, eine schöne und zugleich geistreiche Dame, eine allerliebste Deutsche, welche sich herabläßt, ihren Landsmann und alten Freund mit einem Besuche zu beehren, da sie vernommen hat, daß Du krank wärest.“

Frau von Klüpfel schlug jetzt ihren Schleier zurück, und kaum hatte Grimm ihr Gesicht gesehen, so schrie er laut auf vor Freude und Erstaunen, und augenblicklich lag er zu den Füßen von — Margaretha Brady!“

„Ja, ich bin es, ich bin es wirklich und verzeihe Dir!“ sagte Margaretha leise zu dem Geliebten. „Ja, ich suche den auf, der mich fliehet, und liebe den, der mich vergaß! Grimm, darf ich heute bei Dir essen, und willst Du mich dann nach Regensburg begleiten zu meiner Mutter? . . . Du hast mich nach Frankreich geführt, ist es nicht ganz recht und billig, daß ich Dich nach Deutschland zurückführe? Und dann — wenn es Dir anders gefällig ist — wollen wir auch nach Paris zurückkehren; . . . aber nur unter einer Bedingung . . .“

„Und welche Bedingung machst Du, Margaretha?“

„Das werde ich Dir später mittheilen, wenn wir allein sind, wenn ich an Deinem Herzen liege, wie ehemals!“

5.

Der Selbstmord, welchen Grimm aus Verzweiflung über die Grausamkeit der Demoiselle Bel hatte verüben wollen, war von den glücklichsten Folgen für ihn begleitet, denn einmal machte er sich dadurch bei der Welt, in welcher er lebte, ungemein beliebt, ja, diese Periode war sogar

recht eigentlich seine Glanzperiode, und dann verschaffte ihm auch dieser Versuch die Wiedervereinigung mit der liebenswürdigen, von ihm so schön verlassenen Margaretha Brady, seine Verheirathung mit der Frau von Klüpfel aber machte ihn zu einem reichen Manne, zum Baron und außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Herzogs von Sachsen-Gotha am französischen Hofe, in welcher letztern Eigenschaft er einen lebhaften Briefwechsel mit mehreren gekrönten Häuptern unterhielt.

Der Landsknecht.

Ich bin ein Landsknecht treu und gut,
Von starkem Eisen ist mein Hut,
Und scharf ist meine Hellebard,
Und meine Klinge guter Art.

Wenn früh der lange Robert pfeift,
Und Alles nach der Klinge greift:
Da tanzt und springet hoch vor Lust
Das alte Herze in der Brust.

Was sicht die ganze Höll' mich an,
Und alle Teufel drum und dran,
Hab' ich nur meine Hellebard
Und meine Klinge guter Art.

Hei auf! Das ist ein Leben gut
Im Harnisch und im eisern Hut!
Hei auf! Das ist ein feiner Tanz
Bei Hörnerklang und Schwert und Lanz.

Wenn eine Klinge mit Gewalt
Mir Hut und Schädel einmal spalt': —

*) Grimm's Verhältniß zu Friedrich II., Gustav III. und der Kaiserin von Rußland, auf welches oben hingedeutet wird, war wirklich ein ausgezeichnetes, so wie denn auch die „Feuilles de Grimm“ manche geistreiche Schilderung der damaligen Zustände enthalten.

Zur Hölle fahr' der Waffenschmied
Und alle seine Buben mit! —

Und hin ich sink' auf grünen Plan:
Da schau' ich die Gefellen an
Und horche, wie sie schlagen drein: —
Das muß ein fröhlich Sterben sein!

Was brauch' das Paternoster ich?
Der dicke Pfaff' behalt's für sich!
Ich kenne eine andre Weis',
Es' ist gut genug! Ich sage leis:

Ich bin ein Landsknecht treu und gut,
Von starkem Eisen ist mein Hut,
Und scharf ist meine Hellebard
Und meine Klinge guter Art.

Jägers Morgenlied.

Lieb' Sonne mir blicket in's Kämmerlein
Gar frühe durch Ranken und Zweige herein:
Frisch auf, du Schütz von der Höh'!
Die Augen sie lustig und munter mir macht,
Und Alles im Kämmerlein rufet und sagt:
Frisch auf, du Schütz von der Höh'!

Da glänzt an der Wand mir die Armbrust so licht,
Der Bügel der lacht mir so hell in's Gesicht:
Frisch auf, du Schütz von der Höh'!
Mein Fänger klirret und blißet mich an,
Als hätte ich dem Schelme was angethan:
Frisch auf, du Schütz von der Höh'!

Da leidet's mich länger im Kämmerlein nicht;
Ich springe hinaus in die Waldung dicht:
Hier ist der Schütz von der Höh'!
Es nicken mir freundlich die Tanne und Eich'.
Es rauschet zum Grusse der Ulme Gezweig:
Willkommen, Schütz von der Höh'!

Es kreischet im Dickicht der Auerhahn,
Der Zeisig singt mich so lustig an:
Hei, grüner Schütz von der Höh'!

Die Hirschkuh gar schnell durch die Buchen hinjagt
Und leise zu den Zungen sie sagt:
O weh, der Schuß von der Höh'.

Halloh, ihr Hirsche und Rehe im Dann,
Den alten gewaltigen Bogen ich spann:
Hier kommt der Schuß von der Höh'.
Halloh, ihr Gefellen in Klüften und Teich,
Ich steh' in meinem grünen Reich!
Ich bin der Schuß von der Höh'!

B.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Breslau im März.

Die Ereignisse in Krakau haben die religiösen Interessen ein wenig in den Hintergrund gedrängt, wofür wir den Polen vielen Dank abstatten. Religion und nichts als Religion! — Ein ewiges Kämpfen um den Himmel, während wir auf der Erde verschmachten! Der Arme schreit nach Brot, und ihr gebt ihm ätherische Speisen für den hungernden Leib! — Der Gedrückte will die schmerzliche Fessel abstreifen, und ihr unterhaltet ihn mit Vergnügen über Gott und ewiges Leben! — Oder ist etwa das Bedürfnis nach Religion in Deutschland wirklich so mächtig hervorgetreten, daß es für uns eine Lebensfrage geworden ist, daß wir in der That kein anderes Problem für's Glück der Menschheit zu lösen hätten? — Nach der allgemeinen Stimmung sollte man fast glauben, und dennoch ist es nicht so, wenn man die Sache nur nicht gar zu oberflächlich ansieht. Ist denn das Verlangen nach religiösen Reformen, wie es sich überall kund giebt, wirklich ein religiöses? Ist wohl die Frömmigkeit, ist überhaupt der Gedanke an Gott der Boden, aus welchem jene Bestrebungen entspringen? Ist es Wahrheit, daß im Volke das Verlangen nach einem religiösen Leben erwacht sei? — Ich antworte auf alle diese Fragen mit einem entschiedenen „Nein“. — Tiraden, und nichts mehr als Tiraden sind alle jene gespreizten Reden über das erwachte religiöse Leben. Eine Religion werden wir immer brauchen, und auch immer haben, aber ein religiöses Leben im Sinne der Bibel und der Theologen, auch derjenigen, die eine freie Forschung gestatten, solch ein religiöses Leben ist unserer ganzen Zeit durchaus fremd. Die Basis aller Bewegungen

der Gegenwart ist — die Philosophie, jene Wissenschaft, die darnach ringt, die Befreiung der Geister von jeder Autorität zu erkämpfen, und welche, nachdem sie in den jüngsten Decennien von den großen Heroen zu der vollkommensten Entwicklung gebracht worden ist, in die Massen einzudringen und sie zu bewegen beginnt. Denn so lehrt es uns die Geschichte früherer Zeiten, daß wenn eine Weltanschauung zur vollen Reife im Systeme gelangt ist, sie dann aufhört System zu sein, indem sie Eigenthum der Masse wird. Die Resultate der deutschen Philosophie, deren Beginn mit Kant als der Ausbruch einer großen Revolution zu betrachten ist, und die in Hegel einen großartigen Abschluß gewonnen hat, die Resultate dieser Philosophie für das deutsche Leben, für die deutsche Zukunft sind durchaus nicht zu berechnen. Aber gewiß ist es, daß die religiösen Bewegungen der Gegenwart ein Anfang des Lebens sind, das aus jener Philosophie hervorgehen muß, mit welcher die Atmosphäre seit lange geschwängert ist, und die von den Menschen unbewußt geathmet und ins Herzensblut aufgenommen wird. Die Idee strebt nach Verwirklichung, und so hat sie sich auf den Feind geworfen, der ihr am nächsten steht, die Religion, und da ihre zerwühlende Kraft offenbart. Alle Reformbestrebungen, des Deutschkatholicismus, die Lichtfreunde, die Judenreform u. c., sind nur einzelne Momente jener großen Idee von der Freiheit des Geistes, die sich nach den verschiedensten Lebensrichtungen hin zu realisiren ringen wird, und es ist kindisch, den vereinzelt Strahl für die Sonne selbst zu nehmen. Reformirt die Religion, aber nicht aus Religion; täuscht euch nicht mit einem wach gewordenen, religiösen Gefühl, mit einem Bedürfnis nach religiösem Leben. Sagt, wir wollen reformiren, weil wir das Bedürfnis fühlen, frei zu sein, weil wir Menschen sein wollen, und dann werden eure Reformen auch einen andern Charakter haben, sie werden nicht bloß kirchlich, sondern auch, was die Hauptsache ist, social werden. — Dies als Einleitung zu einem Berichte, den ich nächstens über die verschiedenen Reformbestrebungen in unserer Stadt geben werde. — Für heute noch Einiges über unser Theater. Es hat ein Correspondent in diesen Blättern jüngst harte Anklagen gegen die Direction erhoben, und sich sogar nicht gescheut, persönliche Bezüglichkeiten und Unwahrheiten vorzubringen. Es sind uns die Gründe solcher Opposition gegen die Theaterverwaltung wohl bekannt, und da wir uns nur an die Sache halten, so brauchen wir jenen Artikel um so weniger zu widerlegen, als die Direction vor kurzem durch ein reines Herzhähen von Thatsachen in der Breslauer Zeitg. alle derartigen Anklagen aufs schlagendste erwiedert hat. Die Einwürfe, die man gegen das Theater zu machen hat, betreffen nicht gerade das unsrige, sondern das deutsche Theater überhaupt, und es ist so ungerecht als lächerlich, der einen Bühne, und obendrein einem Privat-

stitute, zur Last legen zu wollen, was man als ein allgemeines Uebel erkennen muß. Ich werde in einer größeren Arbeit über das deutsche Theater die Ursachen seines gegenwärtigen Verfalls ausführlich entwickeln, und zwar von einem Standpunkte aus, der sich nicht an die momentane Verwaltung einer Bühne anzulehnen braucht. Wer unsere Zustände überhaupt zu begreifen versteht, der wird die Theaterzustände in Deutschland auch nicht isolirt ansehen, sondern sie als ein Moment in dem weiten Geflechte unseres Nationallebens zu würdigen wissen. Was indeß die Verwaltung unserer Bühne insbesondere anbelangt, so muß es der Unparteiische einräumen, daß sie nach Kräften das Möglichste leistet. Wir haben in einem Zeitraum von etwa acht Monaten fünfzehn Novitäten, ohne die Oper, gesehen, eine Anzahl, die die Berliner Hofbühne nicht gebracht hat. Die Direction berücksichtigt jede neue Erscheinung, oft sogar zum eigenen Nachtheil, und wer sie der Principiosigkeit in der Verwaltung anklagen will, der weiß entweder nicht was ein Princip oder was eine Theaterverwaltung ist. Daß wir noch mehre gute Schauspieler brauchen, räume ich freilich ein, aber jener Correspondent sollte doch bedenken, daß gute Darsteller zu erlangen nicht minder schwer ist, als sich die Liebe einer Schauspielerin zu erhalten. — Die Direction bemüht sich übrigens, das Personal ordentlich zu complettiren, und wir haben die Hoffnung,

daß es ihr gelingen wird. Bereits ist ein guter Anfang gemacht. Fr. Garrigues aus Dresden hat in den ersten theatralischen Versuchen, als Alice und Rezia, sehr gefallen und ist ganz gewiß eine glückliche Acquisition für die Bühne. Ueber den Ersatz der Madame Pallert, die uns am 1. August verläßt, verlautet noch nichts Bestimmtes. Uns scheint es am gerathensten, wenn eine Darstellerin für die ersten Rollen im Lustspiele engagirt würde und die tragischen Partien dem Fr. Bernhard überlassen blieben. Nur auf diese Weise könnte letztere eine ordentliche Beschäftigung erhalten. — Gegenwärtig gastirt Herr Räder aus Dresden. Er ist vorläufig in seinen eigenen Stücken, „Weltumsegler“ und „artefischen Brunnen“, aufgetreten, und hat vielen Beifall gefunden. Die Gastspiele werden sich nun eins dem andern folgen. Die Pollin, die Häginger mit der Neumann, Kott und die Lind werden im Laufe des Sommers erwartet. — Die jüngsten Neuigkeiten waren: Der Sommernachtsstraum, Marie Anne, Anna von Oesterreich, der Schöffe von Paris. Noch in dieser Woche wird „Gottsched und Gellert“ gegeben, und behalte ich mir die Besprechung sämtlicher Stücke für das nächste Mal vor, wo ich dann auch Einiges über die vom 1. April ab neu erscheinende „Ober- Zeitung“ berichten werde. Dieselbe wird, wie man vernimmt, besonders katholische Interessen vertreten.

D r e s d e n .

Königl. Hoftheater.

Sonntag, 19. April, zum ersten Male:

Ein deutscher Krieger. Schausp. in 3 Act. von Bauernfeld.

Nachdem dieses Stück bereits auf allen großen und kleinen Theatern Deutschlands zur Aufführung gekommen, bringt es der Schneckengang der Dresdner Bühnenleitung endlich auch uns. Das heißt zwar die hier geltende Regel treulich festhalten, aber wir zweifeln, ob es einer Hofbühne, wie die Dresdner, würdig ist, vor Aufführung eines neuen Stückes, zunächst dessen Erfolg auf andern Bühnen abzuwarten, wenn anders diese Rücksicht wirklich obwaltet und jener Schneckengang

auf einem Principe und nicht bloß auf Mangel an Energie und Thätigkeit in der Oberleitung beruht. Als „ein deutscher Krieger“ zuerst auf den österreichischen Bühnen, namentlich auf dem Wiener Burgtheater, erschien, brach ein Beifallsturm unter dem Publikum und in öffentlichen Blättern los, und man hätte wahrlich meinen sollen, den Meisterwerken unserer dramatischen Classiker sei ein Sieger in diesem deutschen Krieger entstanden, die Erfahrung des auswärtigen und namentlich des außerösterreichischen Publikums ließ jedoch gleich Anfangs einige bescheidene Zweifel rege werden, und die Kühneren wagten ohne Weiteres, nach bisherigem Maasstabe circa 50 Procent von dem österreichischen Enthusiasmus und der dichterischen Qualität in Abgang zu stellen, und die kundwerdende Tendenz und Fabel des Stückes unterstützte bei deren Zusammenhaltung mit den dortigen Censurverhältnissen, welche nach den eingegangenen Nachrichten im vorliegenden Falle in der

That höchst gnädig sich gezeigt haben mußten, die Richtigkeit jenes Rechnenerempels allerdings, und die spätere eigene Anschauung bestätigte sie vollkommen. Wir Auseröstreicher, die wir uns weder in der Dichtkunst noch in der Wirklichkeit mehr mit hohlen Floskeln abspießen lassen wollen, die wir in freieren Staatsverhältnissen und unter den Einflüssen der großen und ernstlichen Zeitbewegungen auf dem Felde des Fortschrittes concreten, praktischen Ideen unsern Enthusiasmus, unser Streben und Wirken zugewendet haben, wir können bei Beurtheilung eines Dramas unsern Beifall unmöglich von einer Tendenz abhängig machen lassen, die in ihren Aeußerungen für Oestreich wohl den Gradmesser eines castrirten Liberalismus abgeben mag, aber gerade in künstlerischer Rücksicht den Anlaß zu den merklichsten Schwächen des vorliegenden Schauspiels gegeben hat; denn Nichts ist so unleidlich und störend in demselben, als die trivialen und oberflächlichen Raisonnements und Zwiegespräche, mit denen der zweite und dritte Act verwässert sind. Ohne die Bühnengewandtheit der Composition und die Wirksamkeit einiger komischer Scenen verkennen zu wollen, ist doch auch jene oben gerügte Schwäche noch nicht das Einzige, das an dem Werke auszustellen sein möchte. Weder in der Erfindung der Fabel noch in der der Charaktere findet man irgendwie Ueberraschendes, vielmehr nur oft Dagewesenes, und die Charakteristik der einzelnen Personen, z. B. der Frau v. La Roche, verdient kaum diesen Namen. Dennoch reichten die oben gedachten Vorzüge, verbunden mit einer im Ganzen vortrefflichen Darstellung, zur Erhaltung des Stückes und eines ziemlichen Beifalls des größeren Publikums aus, wenn schon ein dauerndes Erscheinen auf dem Repertoire nicht zu erwarten ist. — Hr. Winger, als Obrist Göze, Hr. E. Devrient, als Graf Donat, Hr. Portb, als Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, und vorzüglich auch Hr. Kramer, als Hans Bütter, waren in ihren Leistungen die Träger des Stückes. In Maske und charakteristischer Haltung verdient demnächst noch Hr. Quantz, als der greise, körperlich hinfällige, geistig kräftige, rauhe Major Kanne, besondere Anerkennung. Fräulein Berg war als Frau von La Roche viel zu deutsch; nicht ein französisches Aederchen zu bemerken, — nur hat sie diesen Vorwurf mit dem Dichter zu theilen.

R. S.

Mittwoch, 22. April:

Gastspiel des Fräul. Sellwig, k. k. Hoftheatersängerin aus Wien. „Marie“, in Donizetti's Regimentstochter.

Wo die erste und die letzte Gastrolle in einem Abend zusammentreffen, da muß der außerhalb der Ver-

hältnisse sich bewegende Leser nothwendig zunächst auf die Annahme geführt werden, die Leistung des Gastes sei eine so durchaus ungenügende gewesen, daß die Fortsetzung des Gastspiels eben deshalb als eine durchaus unerwünschte erschienen. Wenn er nun aber damit das Factum zusammenhält, daß Fräul. S. in der oben genannten Rolle mit Beifall vom Publikum begleitet, und trotz der gewöhnlichen Laubeit desselben, trotz der gerade hier bedeutenden Rivalität der Inhaberin der Rolle (in den Augen des Publikums) und trotz des Ueberdrusses, den die so oftmalige Wiederholung gerade dieser Oper hier schon erregt hat, nach jedem Actschlusse ohne einseitige Veranstellung (denn die macht sich bald und leicht bemerkbar) und ohne irgend ein Zeichen von Opposition gerufen ward — wenn der Leser dieses Factum mit jenem kurz abgebrochenen Gastspiele zusammenhält, so wird er nothgedrungen nach anderweiten genügenden Gründen dafür sich umsehen müssen. Denn auch die Kritik hat hier die Pflicht, zu erklären, daß derartiger Erfolg ein ganz unverdienter gewesen, wenn sie auch die Mängel der Darstellung bei dem Gaste keineswegs übersieht, hat diese Pflicht um so mehr, als ein so kurzes Abbrechen eines Gastspiels stets nur ein nachtheiliges Licht auf die Leistungen des betreffenden Künstlers zu werfen geeignet ist. Wir können und wollen nicht eine Ergründung der Ursachen jenes Factums versuchen — das wäre ein sehr unfruchtbares Unternehmen. Schlimm genug ist's freilich, wenn so manche durch Entlassung entstandene und nirgend ausgefüllte Lücken, wenn Mangelhaftigkeit des Personals bei allem numerischen Ueberfluß, wenn eine wenig umsichtige Rollenvertheilung (vielleicht durch Oberflächlichkeit auf der einen, durch Nachgiebigkeit gegen unverständige Anforderungen auf der andern Seite herbeigeführt), wenn endlich Beurteilungen ohne Remplaçants — während Einzelne von den Urlaubsreisen zurückkehren oder zurückkehren müssen, ohne dann beschäftigt zu werden oder beschäftigt werden zu können — wenn das Alles zusammengenommen ein Opernrepertoire so vollständig desorganisiert, daß, um in der Theaterprache zu reden, eben Nichts herauszubringen ist, zumal wenn auch gleichzeitig im Repertoire des recitirenden Drama eine so trostlose Leere, eine so unerquickliche Dürre und Dürftigkeit sich zeigt! Ob nun in diesem Umstande, oder in dem bald zu erwartenden Gastspiele des Fräul. Luczek, das natürlich in gleichem Genre sich bewegen wird, oder in irgend welcher Laune jenes Abbrechen eines kaum begonnenen Gastspiels seinen Grund habe, mag hier dahingestellt bleiben. Andeuten glaubten wir indeß diese Punkte zu müssen, da sie nicht ohne tiefer eingreifende Bedeutung sind, und können nun zur Leistung des Gastes selbst übergehen, da uns die Leser ein weiteres Eingehen auf die allbekannte Oper zweifelsohne gern erlassen.

Was da nun zunächst die allgemeine Befähigung der jungen Künstlerin anlangt, so hat das Aussprechen

eines durchaus motivirten Urtheils diesmal keine besonderen Schwierigkeiten, nicht weil wir eben nur die eine Rolle von ihr dargestellt sahen, sondern weil sich bei Ausführung derselben eine so bedeutende Indisposition zeigte (so hörten wir die Sängerin z. B. mehrmals husten), daß schon dadurch die Beurtheilung nothwendig den festen Boden verliert, in sofern sich, wenigstens in Betreff einzelner wichtiger Punkte, nicht mehr mit Sicherheit entscheiden läßt, was in der Gesangsleistung namentlich als Essentielles, was als durch jene Indisposition hervorgerufenen Accidentelles anzusehen ist. Jedenfalls haben wir es mit einem sehr beachtenswerthen Talente zu thun, dem auch eine gründliche Schule zugestanden werden muß. Der Stimmenfonds ist durchaus genügend und scheint klangvoll und ausgiebig, doch nicht ganz frei von jener Schärfe in einzelnen Regionen, welche bei jungen, frischen Sopranen nicht selten angetroffen wird; auch scheint die gleichmäßige Ausbildung und Verbindung der Register mit Glück angestrebt, und den nicht unbedeutenden Umfang der Stimme (übrigens scheint die Stimme ein getriebener Mezzosopran zu sein), wie die Leichtigkeit in der Handhabung derselben, so wie eine gewisse klar hervortretende musikalische Sicherheit neben einer im Allgemeinen regelrechten Tonbildung haben wir anzuerkennen. Allerdings zeigte sich eine gewisse physische Ermattung der Stimme namentlich gegen den Schluß der Darstellung; die Stimme klang namentlich in der Mittellage belegt und trocken, ja bisweilen sehr scharf, und eben die Mittellage stach gegen die tieferen und höheren Chorden im Klanggepräge merkbar ab. Ein Schweben der Intonation nach unten machte sich namentlich zu Anfange bemerklich — späterhin nur bei abwärts gehenden Passagen, die der Sängerin — wie das ja öfter vorkommt — schwer zu werden schienen, eben so wie der Triller, der wohl auf tüchtige Uebung schließen, aber die vollkommenste Ausbildung, die unfehlbare Sicherheit und Festigkeit des Tonwechsels vermischen läßt. Daß unser Referat über die technische Ausbildung der jungen Künstlerin, denn zur Kritik fehlt die Grundlage: die vollständige, unbeeinträchtigte Freiheit im Gebrauche der physischen Mittel, die auch noch durch eine sehr erklärliche Befangenheit beschränkt erschien. In geistiger Rücksicht haben wir eine vollständige Auffassung der schwierigen Rolle, die nur zu leicht in's Gemeine hinabgezogen werden kann, und eine natürliche Decenz anzuerkennen, die allemal wohlthuend berührt und im Soubrettenfache nicht selten vermist wird. Doch hätten wir der Gesamtauffassung und Darstellung, sonach auch dem Vortrage der einzelnen Pièces, eine lebhaftere Färbung gewünscht, abgesehen davon, daß gleich das Duett mit Sulpice, wie der Rundgesang zu langsam genommen ward. Jedenfalls wäre dann die Ungleichmäßigkeit der einzelnen Scenen vermieden worden, deren einige die Künstlerin mit großer Lebendigkeit, selbst hier und da mit Wärme und

Feuer sang und spielte, während sie in andern kalt und wenig disponirt erschien, so daß man leicht hätte auf den Gedanken gerathen können, die Partie sei das Product mehr eines sorgsamem Studiums, als der eigenen plastischen Gestaltung von innen heraus. So ward z. B. die Scene am Klavier zu Anfang des zweiten Actes sehr gut gegeben bis zu dem Punkte, wo die Erinnerung an die früheren Umgebungen und Verhältnisse die Darstellerin die ganze Gegenwart vergessen läßt: da trat das Ueberwältigende der Situation nicht wahr und überwältigend genug in die Anschauung. Der schon oben erwähnte Rundgesang ward bei Weitem nicht feurig genug vorgetragen, sowohl in Betreff des Gesanges als der Action, und als einen Fehler müssen wir es bezeichnen, daß die Darstellerin während des Trommelschlages im ersten Finale unbeweglich dem Publikum gegenüberstand, statt die Runde auf dem Theater zu machen — freilich schien die Trommel sehr schwer zu sein. Gern hätten wir die junge Künstlerin unter günstigeren Verhältnissen — denn auch die Mitspielenden schienen namentlich im ersten Acte sehr unlustig — in andern Rollen gehört, um zu einem festen Gesamturtheil über sie zu gelangen, da sie ohne Zweifel zu den Talenten gehört, welche die dramaturgische Kritik wohl zu berücksichtigen hat. Schließlich mögen wir nur noch bemerken, daß die Sängerin wohlthun würde, auf Ablegung des Dialects hinzuwirken, der bisweilen — z. B. in dem breitgesprochenen e — selbst die Tonbildung alterirt und sie nicht vollkommen gerundet erscheinen läßt; eben so dürfte es ganz angemessen sein, wenn sie die dankenden Verbeugungen bei etwaigem Beifallsausbrüche des Publikums unterlasse, da sie allezeit die Illusion stören.

Ueber die sonstige Darstellung der Oper wäre viel oder sehr wenig zu sagen. Wir wählen diesmal das Begtere. Die Besetzung derselben ist ja noch die frühere, und wir müßten nur wiederholen, was wir vor zwei Jahren bei Gelegenheit der ersten Aufführung gesagt: besser ist Nichts darin geworden, eher böser! Nur Hr. Schloß in der Partie des Tonio war uns neu. Er sang dieselbe besser, als wir es jetzt von ihm, leider, gewohnt sind, aber seine Auffassung und sein Spiel war sehr verfehlt: aus dem innigen, gemüthlichen Tyroler des ersten Actes war ein platter, fader Naturbursche geworden, und dem Offizier des zweiten Actes fehlte aller Anstand, alle Haltung. Daß er im Dialog nicht selten ganz falsch und widersinnig betonte, wollen wir nur andeuten. Ob die Damen „des höchsten Adels“ in irgend einem Lande bei Gelegenheit einer solennen Verlobungsfeier in sehr ordinären Kattunkleidern (so schien es) erscheinen, dürfte billig zu bezweifeln sein; auf einer Hofbühne sollten derartige Verstöße doch nicht vorkommen.

W. J. S. G.

Repertoire.

April. 19. Zum ersten Male: Ein deutscher Krieger. Schauspiel in 3 Acten, von Bauernfeld. (S. oben.) — 20. Lucia di Lammermoor. Oper. — 21. Der Kammerdiener. (Neu einstudirt.) — Das Liebesprotokoll. (Neu ein-

studirt.) — 22. Die Regimentstochter. Oper. Marie — Dem. Hellwig, k. k. Hofopernsängerin von Wien, als Gast. (S. oben) — 23. Tanz. — Der beste Ton. — Tanz. — 24. Das zugemauerte Fenster. — Michel Perrin. — 25. Der Jurist und der Bauer. — Das Tagebuch. — 26. Der Freischütz. Oper. — 27. Ein deutscher Krieger. — 28. Die Räuber.

F e n i l l e t o n .

Ein Ring, ein Reif. Durch eine Straße in Leipzig, wo Böttcherarbeit gethan wird, ging ein Stuger, den Handschuh in der voll mit Ringen bedeckten Hand. „Meister, seht 'mal die Menge Ringe,“ sagte ein Lehrlinge. — „Nerk Dir's, Friß,“ antwortete der Meister, „'s ist ein gebrechlich Gefäß, das so viele Reife braucht.“

Naseweis. Bei einem Gespräch über die Seelenwanderung sagte ein junger Mann mit halbem Lächeln: „Ja, ja, ich meines Theils lasse mir es nicht nehmen, daß ich zu Moses' Zeit das goldene Kalb gewesen bin.“ — „Gar nicht unwahrscheinlich,“ versetzte die Dame, die er unterbrochen hatte; „was aber nur aus dem Golde geworden sein mag?“

Probe. Wer über den Charakter eines Mannes in Zweifel ist, warte, bis ihm eine Ungnade oder ein Unglück widerfährt. Das ist der Prüfstein seiner Stärke oder seiner Schwäche.

Doppelsinn. Ein Actuar ging mit dem Gerichtsdiener zu einer Expedition. „Sind denn der Herr Gerichtsdirector zurück?“ fragte der Diener. — „Das weiß ich nicht,“ antwortete der Actuar; „daß aber weiß ich, daß er uns nicht voraus ist.“

Ein Springbrunnen seltener Art ist in Chatsworth, dem Landsitz des Herzogs von Devonshire. Er geht 267 Fuß hoch und wird aus einem Wasserbehälter gespeist, der acht Acker faßt, im Durchschnitt sieben Fuß tief ist und beim Ausgraben einige Hunderttausend Tonnen Erde lieferte. 4.

Die Alexanderssäule in Petersburg ist aus einem Granitfelsen gearbeitet, 84 Fuß hoch und am

Fuße 45 Fuß im Umfang; der Sockel ist von Erz, wie auch das Kapital, das mit einem Kreuz und einer Statue aus derselben Masse geschmückt ist. Die riesenhafte Statue, die Hoffnung darstellend, hält das Kreuz zum Himmel empor; da aber der Kopf unnatürlich vorwärts gebeugt ist, so wird er durch das senkrecht gehaltene Kreuz fast ganz verdeckt und es gewinnt dadurch den Anschein, als sei die Hoffnung kopflos. — Ein Fremder fragte einen Russen, wie es denn komme, daß die Hoffnung ohne Kopf sei. „Würde die Hoffnung selbst“, antwortete der Befragte, „ihre Stätte unter dem vernichtenden Blicke eines russischen Zaars aufschlagen, si elle n'avait pas perdu la tête?“

Unter die Zeichen eines echten Burschen, sagt der alte Jahn unter andern, gehört dazu: „daß er auf bloßem Boden schläft, und wenn ihn friert, sich mit der Kammerthüre zudeckt.“

Die Rauchsäule des Fekla soll, nach einer im verflossenen Winter vorgenommenen Messung, 2488 Faden über der Meeresfläche, so wie 1622 Faden über der höchsten Spitze des Berges betragen haben.

Bei der kürzlich stattgefundenen Aufführung des „Bräutigam aus Mexiko“ in Prag versprach sich der Darsteller des Don Alonso in der Schlusscene auf sehr komische Weise, indem er seinen schwarzen Sklaven die Freiheit mit den Worten giebt: „Von heute an seid Ihr keine Mohren mehr!“ — Da muß es doch ein Mittel geben, Mohren weiß zu waschen! —

Wie die Leipz. Theater-Chronik berichtet, soll für den großen Pianoforte-Zerstörer Liszt ein neuer Flügel gebaut werden, bei welchem jede Taste ein Fingerhufeisen hat. Bei den Concerten, die der Künstler

kürzlich in Wien gab, sind nicht allein die Saiten gesprungen, sondern auch das Elfenbein von den Tasten soll in Splitter herumgeflogen sein, so daß sich Niemand ohne Verlust eines Auges u. s. w. in seine Nähe während des Spieles wagen konnte.

In dem schwedischen „Tintamara“ heißt es an der Stelle, wo die Heldin durch sechszehn Musketenschüsse getödtet werden soll: „Die ernstesten Grenadiere standen da mit Schnurrhärten, in denen sich vor Erwartung die Haare wie Borsten hoben.“

Der Apotheker ist ein Mann, der von Eingebungen lebt, und sich daher um so wohler befindet, je schlechter es Andern geht. Er braucht das Pulver nicht erfunden zu haben, wenn er es nur zu mischen versteht.

Jenny Lind hat in Leipzig auf ihrer Durchreise nach Wien ein Concert im Gewandhause gegeben, was ihr ein kleines Reisegeld von 1000 Thaler einbrachte.

Ballet — ist eine Production der Fertigkeit der Füße mit obligater Begleitung aller durcheinander geworfenen Glieder.

Bataille — Zusammenkunft einer großen Menschenmenge, die mit großen und kleinen Bällen spielen. Wer von beiden Theilen zuerst Langeweile fühlt, überläßt dem Andern das Spielfeld und läuft unter großen Entschuldigungen gegen die Zuschauer zurück. Die an kurzem Athem leiden, bleiben zurück und werden alsdann Gefangene genannt. Der andere Theil stimmt vor Freuden ein Te Deum an und läßt sich bewundern.

Ein böses Weib ist ein Teufel, der auf der Erde Gastrollen giebt.

Ein englisches Blatt meldet: Man wünscht 600 Stück Ratten zu kaufen für ein Haus, das in dem nämlichen Zustande verlassen werden muß, in welchem es pachtweise übernommen wurde. Für diese Quantität Ratten wird ein Honorar von 40 Thlr. gezahlt.

Das auf dem Burgplatz in Wien aufzustellende Monument des Kaisers Franz soll den 16. Juni unter großen Feierlichkeiten enthüllt werden.

„Ihr seid gute Comödianten,“ sagte der Fürst eines kleinen *** Hofes zu einer Truppe Schauspieler, die schon längere Zeit keine Gage erhalten hatten. — „Ja, gnädiger Herr,“ versetzte einer von ihnen, „so gute, daß wir unbezahlbar sind.“

Als einst Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz mit dem Bischofe von Eichstädt Karten spielte und auf jede

Karte einen Groschen setzte, vermahnnte ihn der Bischof ernstlich, nicht so hoch zu spielen, indem er leicht einen ganzen Gulden verlieren könne. — Welcher Unterschied von Sonst und Jetzt! —

Die Universität Marburg besitzt ein Jagdrevier, welches die Studenten benutzen können. Seit langer Zeit hat ein Hase dort seine Lagerstatt aufgeschlagen, der schon oft den Studenten als Zielscheibe diente, demungeachtet sich noch wohl und munter befindet. Sie haben ihm den Namen Ludwig Philipp gegeben.

Der Mensch besitzt nur drei Dinge: Seele, Leib und irdisch Gut; diese drei haben folgende Nachstellungen zu fürchten: der Seele stellen die Theologen, dem Leibe die Aerzte, und dem irdischen Gute die Advokaten nach.

An einem kleinen Wirthshäuschen in Neu-Ulm las man noch vor einigen zwanzig Jahren folgende komische Inschrift:

Hier giebt's gut cervisia,
Wer nicht hat pecunia,
Der trinke — aqua.

Fanny Horton, eine berühmte, schöne, englische Schauspielerin, wurde in ihrer Jugend einmal ausgepiffen. Darüber ärgerlich, trat sie vor das Publikum und fragte: „Was gefällt Ihnen nicht, mein Spiel oder meine Person?“ — „Das Spiel, das Spiel!“ rief es von allen Seiten. — „Nun, das tröstet mich,“ gab sie zur Antwort, „mein Spiel kann besser werden, meine Person könnte ich aber nicht ändern.“ Sie ward bald der Liebling des Publikums.

Die höchste Einnahme des Conventgarden-Theaters in London war im Jahre 1811, sie belief sich auf 100,000 Pf. Sterling. In diesem Jahre wurden nämlich zum ersten Male Pferde auf die Bühne gebracht, und es ist bekannt, daß diese ziehen.

Seit der Stiftung des Jesuitenordens bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1773 gingen aus demselben hervor: 1 Papst (Gregor XV.), 22 Cardinäle, 6 Erzkanzler des römischen Reiches, 21 Erzbischöfe und Primates, 135 Bischöfe, 124 Suffraganbischöfe, 84 andere in der römischen Kirchengeschichte bekannte Gelehrte, und 24 starben als Missionäre den Märtyrertod.

Schnelles Avancement. Bezborodko war erst gewöhnlicher Schreiber in einer Ministerialkanzlei, später Secretair der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Einst wurde ihm der Befehl, einen Ukas abzufassen und diesen der Monarchin zur Unterschrift vorzulegen. Der Secretair begab sich zur Kaiserin, die sogleich nach dem Ukas fragte; jetzt erst bemerkte er zu seinem Schrecken,

daß er das Manuscript vergessen habe; ohne außer Fassung zu kommen, zog er ein Papier aus der Tasche und las den Ukas ab, als ob er darauf geschrieben stände. Katharina war mit seiner Arbeit sehr zufrieden und wollte sie unterzeichnen; wie groß war ihr Erstaunen, als sie ein leeres Blatt Papier fand. Weit entfernt, ihn zu bestrafen, bewunderte sie seine Geistesgegenwart und leichte Auffassungsgabe und ernannte ihn zu ihrem ersten Minister.

Der vielgepriesene König Heinrich VI. von Frankreich setzte Todesstrafe auf Wittdiebstahl; ein Hahsen- oder Rebhuhnmord wurde wie ein Vatermord mit der Galeere bestraft, und wer einen Hirsch tödtete, endete sein Leben am Galgen.

Der englische Maler Dpie fertigte seine Kunden oft sehr trocken ab. Einst saß ihm ein eitlet junger Modenarr, der sich alle mögliche Mühe gab, seinen Mund klein zu machen, indem er ihn so viel als möglich spigte. Der Maler bemerkte dies und sagte: „My lord, wenn Sie es wünschen, kann ich den Mund ganz weglassen, was mir sehr angenehm sein sollte.“

Ein alter, mit dem Ehrenzeichen decorirter Invalid wollte dem preussischen Könige Wilhelm IV. in Potsdam eine Bittschrift überreichen, als dieser eben in den Wagen zu steigen im Begriffe stand. Die Lakaien trieben den Invaliden mit einem barschen „Zurück!“ hinweg. Er sagte ganz laut, daß es der König hören konnte: „Anno 1814 und 1815 hieß es immer Vorwärts, und jetzt ruft das Bedientenpack Zurück; wie sich doch die Zeiten ändern!“ — Der Monarch winkte dem alten Soldaten, näher zu treten, und nahm ihm seine Bittschrift freundlich aus der Hand.

Der grausame, aber siegreiche General Suwaroff übte gewöhnlich seine Soldaten selbst im Bajonetangriff, und zwar auf dreierlei Art. Commandirte er: „Vorwärts auf die Polen los!“, stießen die Soldaten mit dem Bajonet einmal zu; „Auf die Preußen!“, zweimal; „Auf die verfluchten Franzosen los!“, mußten sie zweimal zu und das dritte Mal die Bajonete in die Erde stoßen und dann umwenden, denn er haßte die Letzteren tödtlich.

Kaiser Paul ritt einst durch eine Straße Petersburgs, als sein Pferd plötzlich scheu wurde und er abzustiegen sich genöthigt sah. Darüber aufgebracht, ließ er auf der Stelle eine Art Kriegsgericht halten und das Pferd zu 50 Hieben mit der Reitgerte verurtheilen. Er ließ sie dem Rosse unter einem großen Zulauf von Menschen aufzählen und sagte beim letzten Hiebe: „Dies ist die Strafe dafür, daß es gegen den Kaiser ungehorsam war.“ — Das war nicht kaiserlich, sondern kindisch.

Peter I., Kaiser von Rußland, hatte streng befohlen, Jeden zu arretiren, der Abends nach 10 Uhr ohne Laterne auf der Straße getroffen würde. Ein Arzt, der einen Kranken spät besucht hatte, ließ sich beim Nachhausegehen von seinem Bedienten mit der Laterne vorleuchten. Sie begegneten einer Patrouille, die den Diener passiren ließ, aber den Arzt mit auf die Wache nahm, weil er keine Laterne hatte. — In Warschau geschieht das jetzt vielleicht auch.

Die verächtlichste Klasse von Menschen sind in Rußland die Popen oder Priester; denn ihre Unwissenheit ist fast zum Sprichworte und ihre grenzenlosen Ausschweifungen sind zum Ekel und Abscheu geworden. Ein wenig Lesen, Singen und Gebeteplärrern genügt, um ein Priester zu sein. Vom Altar zum Schenktisch im Wirthshause sind seine gewöhnlichen Gänge. Häufig taumeln betrunkene Popen fluchend und unanständige Redensarten ausstoßend durch die Straßen Petersburgs. In der Kirche sogar flucht er und schätzt den Küster, wenn dieser Etwas beim Ceremoniell versteht. Diese Abscheulichkeiten gelten aber nur von der niedern Priesterklasse; unter den höheren Geistlichen giebt es — wenn auch keine sehr gelehrten, doch sehr geachtete Männer.

Barbarischer Geschmack. Nach der Schlacht von Dezakow ließ der mächtige russische Günstling Potemkin die gefrorenen Leichname der Türken in der Stellung, wie sie gefallen waren, pyramidenförmig aufschichten. Die vornehmen russischen Damen fuhren alsdann hin und bewunderten die nackten, schönen, theilweise athletischen Körperformen.

Im Kaukasus wird den Reisenden ein Brunnen gezeigt, aus dem der liebe Gott getrunken haben soll, als er am siebenten Tage von der Erschaffung der Welt müde und erschöpft war.

Ein Prinz besuchte auf seinen Reisen auch die Sternwarte zu Göttingen, wo ihm Kästner ein Teleskop richten wollte; als Jener ihm aber beständig die Aussicht vertrat, sagte er ganz trocken: „Mein Prinz, Sie sind zwar durchlauchtig, aber nicht durchsichtig.“

Die englischen Studenten verstehen das Schuldenmachen noch besser als die deutschen. Ein in Cambridge studirender junger Mann hinterließ allein für Wein eine Schuldensumme von 1580 Pfd. Sterl. Viele Studenten machen jährlich nicht selten 50 bis 120 Pfd. Sterl. Schulden bloß für — Cigarren.

Man schätzt die Zahl der Diebe in Paris auf 10,000, die in verschiedene Klassen getheilt werden: in Taschendiebe, in solche, die mittelst Einbruchs stehlen,

und endlich in solche, die den Raub mit Mord verbinden, wenn es ihnen nöthig scheint. Das dortige Polizeipersonal besteht aus 5 Schwadronen reitender Municipalgarden und mehreren Compagnieen zu Fuß; sie machen zusammen einen Effectivbestand von 3200 Mann aus.

Inhaber preussischer Orden zählt man 10,882; 141 haben den schwarzen, und 6164 den rothen Adlerorden, 1194 den Johanniterorden, 55 den Verdienstorden und 3288 das allgemeine Ehrenzeichen.

Baiern zählt gegenwärtig 23 geistliche Genossenschaften, deren 9 für Männer und 14 für Frauen; diese leben in 132 Ordenshäusern, Klöstern, Stiften etc. — Kasernen für eine tüchtige Armee von Müßiggängern!

Unter den vielen kleinen Fehlern, deren sich die Mexikanerinnen zu Schulden kommen lassen, ist das Tabakrauchen der unerträglichste, wovon selbst die Liebenswürdigen ihres Geschlechts keine Ausnahme machen. Im Gesellschafts- wie im Speisezimmer sieht man Damen mit brennenden Cigarro's im Munde; ja es ist nicht selten, daß sie solche während des Tanzens im Munde behalten. Um die Finger nicht zu verunreinigen oder übelriechend zu machen, bedienen sie sich kleiner goldener Zangen, die Cigarre zu halten (*Tenazitas de Oro*); sie scheinen aber dabei die unangenehmen Wirkungen des Tabakrauchens auf Athem und Lippen zu vergessen.

Das Nitwasser ist von allen trinkbaren Wassern das vorzüglichste. Wer es zum ersten Male trinkt, hält es für ein künstlich hergestelltes Produkt. Sein Geschmack ist äußerst angenehm, sein Genuß der Gesundheit sehr zuträglich, und selbst starke Quantitäten davon kann man ohne Nachtheil genießen. Dagegen ist das Quellwasser Aegyptens von widerlichem Geschmack und ungesund.

In Paris bedienen sich die Besizer von Mode- und anderen Magazinen besonderer Kunstgriffe, um das kauflustige Publikum anzulocken; so werden z. B. Fiakres und Remisewagen gedungen, die vor der Thüre des Verkauflokales in langen Reihen halten müssen, oder bezahlte Leute drängen sich hinein und heraus, damit es das Ansehen bekomme, als mache man die glänzendsten Geschäfte.

Papst Bonifaz VIII. schrieb in einer Bulle, *Ausculta fili*, an Philipp den Schönen von Frankreich:

„Gott hat uns über Könige gesetzt, um auszurotten und zu zerstören, zu Grunde zu richten und zu zerstreuen — oder zu pflegen in seinem Namen und durch seine Lehre. Du sollst hiermit wissen, daß Du uns im Weltlichen wie im Geistlichen unterthan bist. Andersdenkende halten wir für gottlose Keger.“ — Der König antwortete: „Philipp, von Gottes, nicht von des Papstes Gnaden König von Frankreich, an Bonifaz, der sich für einen Papst ausgibt, wenig oder gar keinen Gruß! Deine allerhöchste Narrheit soll hiermit wissen, daß wir Niemand unterworfen sind. Andersdenkende halten wir für Verrückte und Wahnsinnige.“

Voltaire sagt von seinen Landsleuten: Die französische Nation murt am meisten, gehorcht am besten und vergißt am leichtesten.

In Chiti werden die Ehen mit größter Schnelligkeit vollzogen; es geht weder ein Aufgebot vorher, noch ist die Genehmigung von Eltern oder Verwandten dazu erforderlich, auch wird nicht nach Geburtschein, Taufzeugniß und wie der Kram alle heißen mag, gefragt; mit 2 Pfastern, dem Segen des Geistlichen und der Einschreibung der Namen in das Kirchenbuch ist die Sache abgemacht. Aber — eine Trennung kann nie stattfinden; hat einmal der Priester seinen Segen über das Paar ausgesprochen, so greift die weltliche Obrigkeit ein und der Ehebrecher oder die Ehebrecherin werden oft mit dem Tode bestraft.

In England sollen jährlich mehr als 60 Centner Stahl zu Stahlfedern verarbeitet werden. Welche ungeheure Masse Federn müssen wohl daraus hervorgehen! —

Sonderbare Lehnsdienste. Der Fürst von Seubise befahl seinen Lehnsleuten, jährlich an einem gewissen Tage vor seinem Schlosse Roubaix zu erscheinen und gegen die Fenster desselben — Gesichter zu schneiden.

Herr von Talleyrand besaß eine kostbare Dossensammlung, deren Werth sich auf beinahe 300,000 Fr. belief. Jede dieser Dosen war mit dem Bildnisse eines Souverains versehen und mit Diamanten eingefaßt.

Die französischen Pairs zerfallen in drei Klassen, nämlich: Pairs à équipage, Pairs à haere und Pairs à paraplu.

25.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.